

Uri Orlev

Ein Königreich für Eljuschä

Roman

Aus dem Hebräischen
von Mirjam Pressler
Mit Glossar und Zeittafel

BELTZ
& Gelberg

ERA
A5
Orle

או א37.

Dieses Buch habe ich nach der Geschichte von
Eli Pas-Posniak geschrieben.
Auf seine Bitte hin ist es seiner Mutter
Esther Malka, geb. Grinholz, gewidmet.
Uri Orleo



www.beltz.de
© 2011 Beltz & Gelberg
in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel
Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe vorbehalten
Copyright © 2010 Uri Orleo
Originaltitel: *Homeguard from steppes of the sun*
Published with arrangement with the Institute
of the Translation of Hebrew Literature
Aus dem Hebräischen von Mirjam Pressler
Lektorat: Frank Griesheimer
Neue Rechtschreibung
Einbandgestaltung: Rothfös & Gabler, Hamburg
Einbandfotos: Bildarchiv Pisarek/akg-images (Junge);
Yvan Traver/akg-images
Satz und Bindung: Druckhaus »Thomas Münzer«,
Bad Langensalza
Druck: Beltz Druckpartner, Hemsbach
ISBN 978-3-407-81088-5
1 2 3 4 5 6 14 13 12 11

te sie hergeben. Alle wollten den Geschmack von Erez Israel probieren.

Mutter verabschiedete sich von uns und fuhr mit dem Akkordeonspieler wieder in die Stadt, aber am Tag darauf kam sie wie jedes Wochenende wieder zurück, um uns zu besuchen. Es war kalt und regnerisch. An solchen Tagen bekam Mutter den Schlüssel zum Lehrerzimmer, das am Wochenende frei war. Dort konnten wir zusammensitzen und die Leckereien essen, die sie uns immer aus dem Café mitbrachte. Wir saßen an einem Tisch und Jossele kroch zu Mutter auf den Schoß.

»Ich habe eine Frage«, sagte Riwka. »Ist der Akkordeonspieler dein Freund?«

Es wurde still.

»Ja«, sagte Mutter nach einer Weile. »Ich wollte, dass ihr ihn kennenlernen und seht, dass er ein netter Mann ist.«

»Aber kahl«, sagte Lea. »Und alt.«

»So kahl ist er nun auch wieder nicht«, sagte Mutter. »Und alt? Als ob ich jung wäre. Er ist schließlich nur drei Jahre älter als ich.«

»Mama, wie alt bist du?«, fragte Jossele.

»Ich? Ich bin neununddreißig.«

»Aber du bist schön«, sagte Jossele.

Mutter lächelte und räumte den Tisch ab. Lea half ihr, das Geschirr, das wir benutzt hatten, zu spülen und abzutrocknen. Danach begleiteten wir sie wie immer zum Tor. Mutter küsste jeden von uns und Jossele umklammerte sie lange. Alles war wie immer. Und trotzdem war es anders.

Vierzehntes Kapitel

Wir würden nach Frankreich fahren und von dort nach Palästina. Das wurde uns ein paar Tage nach jenem Besuch unseres Gastes aus Erez Israel mitgeteilt. Das ganze Kinderheim war in Aufruhr.

Mutter kam und rief mich und Jossele ins Zimmer unserer Schwestern. Wir saßen auf den Betten, und Mutter erklärte uns, was uns bevorstand. Wir alle würden mit einem Schiff von einem französischen Hafen aus fahren, zusammen mit anderen Kindern und Jugendlichen und mit einigen Erwachsenen. Die Briten hätten die Einwanderung von Juden nach Erez Israel beschränkt, deshalb würden sie uns nach unserer Ankunft am Hafen von Haifa alle in geschlossene Lager in der Nähe vom Hafen stecken. Die größeren Kinder würden sie ziemlich bald freilassen, und Vertreter der Kibbuzim* würden kommen, um sie abzuholen.

»Aber Jossele bleibt erst mal bei uns«, sagte Mutter.

»Wer ist uns?«, fragte Lea.

Mutter schwieg einen Moment, dann sagte sie: »Ich habe Jakob geheiratet.«

»Den kahlen Akkordeonspieler?«, sagte Riwka verächtlich.

»Er ist kein Akkordeonspieler, er ist Arzt. Und so kahl ist er auch nicht«, sagte Mutter.

Prina, die Leiterin des Heims, rief alle zusammen und erklärte uns, dass wir mit amerikanischen Armeeelastwagen fahren

würden. Es wäre eine lange Fahrt bis zu einem kleinen Hafen in Südfrankreich, von wo aus wir mit dem Schiff nach Erez Israel fahren könnten. Die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich würden wir auf illegale Art überqueren, sagte sie. Auf den Lastwagen stünde geschrieben: *Polnische Kinder besuchen Frankreich* und daneben wären zwei Fahnen gemalt, die polnische und die französische. Wir würden die Grenze bei Nacht passieren, wir würden alle schlafen und die Zelplänen wären geschlossen. Trotzdem könnte es sein, dass die Franzosen uns nicht glauben. Dann würden sie die Plänen öffnen und alles kontrollieren. Deshalb sollten wir ja nicht vergessen, dass man für einen zweiwöchigen Besuch in Frankreich natürlich nicht so viele Sachen einpackt, wie man es tut, um das Land zu verlassen. Wir müssten so tun, als kämen wir direkt von Polen und wären nur durch Deutschland gefahren, um nach Frankreich zu kommen. Die Franzosen würden uns bestimmt Fragen stellen, wir dürften auf keinen Fall durcheinanderkommen. Wir sollten uns merken, wir wären polnische Kinder und kämen direkt aus Polen. Niemand dürfe auf die Idee kommen, dass wir illegal nach Palästina auswandern wollten, da würde man uns sofort wieder zurückschicken.

»Klar?«, fragte sie, als sie fertig war.

»Klar«, sagten wir. Auch die Kleinen, obwohl sie bestimmt nicht verstanden hatten, worum es ging.

Meine Mundharmonika konnte ich mitnehmen, obwohl sie in Deutschland hergestellt war, aber nicht meine Briefmarkenalben. Auch nicht die Briefmarken selbst.

»Warum nicht die Briefmarken?«

»Fünfzig Marken darfst du mitnehmen.«

»Aber ich habe Tausende.«

»Das kommt nicht in Frage. Wenn sie uns wirklich anhalten und das Gepäck der Kinder kontrollieren, werden sie sofort wissen, dass du keine Ferienreise machst und nicht vorhast, nach Polen zurückzukehren. Ihr dürft nichts mitnehmen, was den Zweck unserer Reise verraten könnte. Die Gefahr ist zwar nicht groß, dass sie uns kontrollieren, aber wir dürfen die ganze Sache nicht gefährden, auch wenn die Wahrscheinlichkeit noch so gering ist.«

Die halbe Nacht konnte ich nicht schlafen. Als ich morgens aufstand, wusste ich genau, was zu tun war. Ich nahm alle Briefmarken aus den Alben und steckte sie in Umschläge. Ich besaß einen wattegefüllten Windmantel. Ich öffnete eine Naht des Futters, nahm Watte heraus und stopfte stattdessen die Umschläge hinein und nähte die geöffnete Naht wieder zu. Das gelang mir nicht besonders gut, aber wer würde sich schon das Futter anschauen? Von außen sah der Mantel fast so aus wie zuvor, denn es gab sowieso Beulen und Vertiefungen durch die Wattefüllungen.

Wir erreichten die französische Grenze in einer regnerischen Nacht. Niemand schlief, aber alle taten, als würden sie schlafen, teils auf der Laderfläche liegend, teils aneinandergelehnt. Unsere Taschen und Rucksäcke hatten wir in einer Ecke aufgetürmt. Alles sah aus, als wären wir nur auf einem Ausflug, der zwei Wochen dauern sollte. Einer der Lastwagen hatte Kanister mit Benzin geladen. Wir wussten alle, dass hinter den Benzinkanistern Erwachsene versteckt waren, unter denen sich auch unsere Mutter und Jakob befanden.

Wir wurden angehalten, um kontrolliert zu werden. Alle lagen mit geschlossenen Augen da. Manche schnarchten sogar leise. Ein französischer Polizist schlug die Zelpläne zurück, leuchtete mit einer starken Taschenlampe herein und

ließ den Lichtstrahl von Gesicht zu Gesicht wandern. Dann knipste er das Licht aus, machte die Zeltplane wieder zu und ging.

Wir ammeten erleichtert auf. Wir waren in Frankreich. Ich dachte an die ganze Arbeit, die ich mir gemacht hatte, um die Briefmarken zu verstecken, aber wie hätte ich wissen können, dass es nicht nötig sein würde?

Der Weg bis zur Grenze hatte lang gedauert, und auch jetzt dauerte es noch Tage, bis wir ein Fischerstädtchen namens Sète erreichten, wo man uns für die Nacht in Baracken unterbrachte. Dort trafen wir einige Gruppen von Kindern und Jugendlichen, die viele verschiedene Sprachen sprachen, alles Jungen und Mädchen, die auf dem Weg nach Erez Israel waren. Am nächsten Morgen nahmen wir unsere Rucksäcke, die Rucksäcke, die Mutter in Kasachstan für uns genäht hatte, und machten uns mit den anderen auf den Weg zum Hafen.

Erst dachte ich, wir würden auf Fischerbooten nach Erez Israel fahren, aber Riwka lachte und sagte: »Glaubst du denn, Erez Israel ist so nahe?«

»Schaut, da ist unser Schiff!«, rief Mutter. »Es heißt ... Lucia.«

Jossele staunte. »Wie groß es ist!«

»Was für eine Flagge ist das?«, fragte ich, als ich die Fahne sah, die am Mast flatterte.

»Die italienische«, sagte Jakob.

Er erklärte uns, dieses Schiff sei sogar relativ klein, aber im Vergleich zu Fischerbooten natürlich sehr groß.

Schon bald begann das Einschniffen. Das Gepäck kam in den Laderaum, zu den Schlafräumen nahmen wir nur unsere Rucksäcke mit. Die Schlafsäle waren getrennt nach Männern,

Frauen und Kindern. Mutter fragte, ob ich mit ihr zu den Frauen und Kindern kommen wollte.

»Nein«, sagte ich, »ich gehe mit Jakob.«

Ich sah, dass Mutter sich freute, aber sie wusste nicht, dass ich nur deshalb lieber bei Jakob bleiben wollte, damit meine Schwestern mich nicht immer mit Argusaugen bewachen und mir vorschreiben konnten, was ich zu tun hatte. Das Schiff weckte meine Neugier, ich wollte mich frei bewegen können.

Von all den Jungen des Kinderheims sah ich während der Überfahrt am häufigsten Beni und Schimek, die beiden Jungen, mit denen ich am Flugplatz das Zimmer geteilt hatte. Sie trieben sich an Deck zwischen den Matrosen herum. Ich weiß nicht, welche Geschäfte sie dort aufgetan hatten. Wir hatten keinen Kontakt miteinander. Ganz anders aber war es mit Jean. Wir fingen plötzlich an, miteinander Hebräisch zu sprechen. Wir ergänzten die wenigen Worte, die wir bereits kannten, mit Zeichensprache und verstanden einander ganz gut.

Zuerst aber ging ich mit Jakob zum Schlafsaal, um einen Platz zu belegen. Die Pritschen waren in mehreren Stockwerken übereinander angeordnet, eine Pritsche über der anderen. Ich kletterte hinauf und belegte eine oberste Pritsche, Jakob blieb direkt unter mir.

Plötzlich war ich froh, dass Mutter geheiratet hatte.

Am Tag unserer Abfahrt war das Meer unruhig. Als wir an Deck zurückkamen, sah ich Jean, der sich über die Reling beugte und sich erbrach. Neben ihm stand Elka, die Lehrerin. Jean winkte mir trotzdem zu.

»Das ist Jean«, sagte ich zu Jakob. »Er hat mit mir in einem Zimmer gewohnt, im Kinderheim am Flugplatz. Ich habe ihm eine Mundharmonika gegeben und er kann gut spielen.«

»Dein Freund ist seekrank«, sagte Jakob. »Ich bin schon mal mit einem Schiff nach Palästina gefahren. Ich war mit meinen Eltern dort auf Besuch. Unser Schiff war viel größer, deshalb haben sich die meisten Passagiere gut gefühlt. Nur einmal, als wir zwischen Italien und Sizilien waren, sind viele Leute seekrank geworden.«

»Wo ist das, zwischen Italien und Sizilien?«

»Komm, ich zeichne es dir auf.«

Jakob zog einen Block aus seiner Manteltasche und zeichnete mir mit einem Bleistift die Umrisse eines Stiefels, der eine Art Stein kickt.

»Hier«, sagte er, »so sieht Italien aus. Und hier, gegenüber der Stiefelspitze, liegt eine Insel, die Sizilien heißt. Wenn man durch diese Enge fährt, ist das Meer nie ruhig, und als wir damals durchgefahren sind, sind viele Leute seekrank geworden. Das wird uns bestimmt auch erwarten.«

Ich zögerte einen Moment, dann sagte ich: »Was ist mit deinen Eltern passiert? Darf ich das fragen?«

»Ich habe es auch Esther erzählt«, sagte er. »Meine Eltern sind damals zu ihrem und zu unserem Glück in Palästina geblieben, und ich bin allein nach Polen zurückgekehrt, um mein Studium zu beenden.«

Ein kurzen Moment lang fragte ich mich, wen er mit Esther meinte, und musste lächeln. So hieß meine Mutter. Ich betrachtete ihn prüfend. Er sah ziemlich alt aus. Und er hatte noch Eltern?

Wir gingen hinunter zu den Frauen und Kindern. Dort herrschte große Unruhe. Manche Kinder weinten. Zwei Jungen stritten sich, vielleicht ging es um eine Pritsche. Ich war froh, dass ich mich dazu entschieden hatte, bei den Männern zu schlafen. Mutter und Jossele hatten sich zwei untere Prit-

schen ausgesucht, nebeneinander, auch Lea und Riwka hatten zwei Pritschen nebeneinander erwischt, im Stockwerk darüber. Mutter fühlte sich nicht ganz wohl, aber sie begleitete uns zum Mittagessen hinauf in den Speisesaal.

Als Jakob aufstand, um irgendetwas zu holen, fragte ich Mutter: »Weißt du, dass Jakob Eltern hat?«

»Ja, das weiß ich. Sie leben in Palästina und sie werden uns eine große Hilfe sein.«

»Wie soll das gehen? Sind sie nicht schon schrecklich alt?«

»Eljuschä, du kommst durcheinander, wenn es um das Alter von Erwachsenen geht. Seine Mutter ist zweiundsechzig und sein Vater sechsundsechzig. Sie wohnen in Tel Aviv. Auch von Jakob hast du gesagt, er wäre alt.«

»Ist das nicht schrecklich alt?«

»Nein, das nennt man ältere Leute.«

Meine Schwestern mischten sich ein. »Sein Vater hat ein Schuhgeschäft.«

Sie wussten es also auch.

»Bekommen wir von ihnen Schuhe?«, fragte Jossele.

Mutter lachte. »Wenn du schön bitte sagst.«

Jakob kam zurück.

»Jakob«, fragte Jossele, »bekommen wir von deinem Papa Schuhe?«

»Natürlich«, sagte Jakob. »Sie sind jetzt euer Opa und eure Oma.«

Mutter erklärte ihm, wie wir auf das Gespräch gekommen waren. »Eljuschä hat nicht verstanden, wieso du Eltern hast, die noch nicht hundert sind.«

Jakob legte mir die Hand auf den Kopf.

Noch am selben Tag machte ich mich auf, um das Schiff zu erkunden. Ich fand eine eiserne Wendeltreppe mit Geländer, die nach unten führte, und gelangte in den Maschinenraum. Schon von oben roch ich den Treibstoff und hörte den Lärm des Motors. Unten an der Treppe rutschte ich aus, obwohl der Eisenboden geriffelt war. Ich saß auf dem Hintern. Ein groß gewachsener Mann, vielleicht der größte, den ich je gesehen hatte, hatte mich beobachtet, und als ich auf den Hintern fiel, fing er an zu lachen. Doch er half mir auf. Er stellte mich auf die Beine, nahm einen Lappen und wischte mir, so gut es ging, den Hosenboden sauber, der schwarz war von Öl. Schließlich setzte er mich auf einen Stuhl und versuchte, sich mit mir zu unterhalten. Er deutete auf sich und sagte: »Roberto.«

Ich sagte: »Eljusch.«

Dann deutete er wieder auf sich und sagte: »Italiano.«

Ich sagte: »Ruski.«

War ich eigentlich immer noch Russe? Ich wäre lieber Kasache gewesen. Plötzlich dachte ich, vielleicht bin ich einfach Jude. Deshalb sagte ich auf Russisch: »Jevrei.«

Dann fragte er: »Mama? Papa?«

Ich nickte bestätigend und deutete mit dem Finger nach oben. Schließlich konnte ich ihm nicht die ganze Geschichte erzählen. Jakob war zwar nicht mein richtiger Vater, aber er war immerhin mein Stiefvater.

Roberto zog einen Umschlag aus der Innentasche seiner Jacke, die an der Wand hing, setzte sich neben mich und zeigte mir das Foto einer Braut und eines Bräutigams. Er deutete erst auf den Bräutigam, dann auf sich. Der Mann auf dem Foto sah ihm wirklich ähnlich, er war nur viel jünger. Das Bild war vor einer Kirche aufgenommen. Auf einem zweiten Foto hielt die Frau ein Baby auf dem Arm. Und auf dem dritten sah

ich ihn und seine Frau mit zwei Kindern, einem kleinen und einem großen. Und dann sagte er: »Bastal.«

Ich lachte. Dieses Wort kannte ich. Es hieß: Das war's! Fertigt! Aus!

Er ging mit mir in den Raum nebenan und zeigte mir den Schiffsmotor, der den ganzen riesigen Raum ausfüllte, dann gingen wir wieder zurück. Er gab mir ein belegtes Brot, das ein bisschen nach Treibstoff roch, hob mich hoch und setzte mich auf den Stuhl. Er selbst machte sich wieder an die Arbeit. Er trug einen Behälter, aus dem ein Schlauch ragte. Mit diesem Schlauch berührte er alle möglichen Hebel und Knöpfe. Ich aß das Brot und ging zu ihm und fragte ihn mit Händen und Füßen, was er da tat.

»Schmierfett«, sagte er. Er zerrieb etwas von dem Zeug auf seinem Finger, und ich verstand, dass es eine Art Schmieröl sein musste. Ich berührte den Griff des Behälters und deutete auf meine Brust. Er zögerte einen Moment, dann lächelte er und ließ mich den Behälter tragen.

Ich blieb bei ihm, bis die Glocke zum Mittagessen rief. Dann verabschiedete ich mich von Roberto mit einem Händedruck und rannte hinaus. Plötzlich erinnerte ich mich an meinen Hosenboden, deshalb wechselte ich schnell im Schlafsaal die Unterhose und die Hose, lief an Deck und warf die schmutzigen Sachen ins Meer, damit Mutter mich nicht anschreiben konnte.

Wir waren schon lange nicht mehr als Familie zusammen und jetzt war auch noch ein neuer Mensch dazugekommen, mein Stiefvater. In Märchen waren Stiefmütter immer böse. Ich hatte Mutter irgendwann einmal danach gefragt, und sie hatte gesagt, auch echte Mütter könnten böse sein. Ich hatte ihr nicht geglaubt.

»Wirklich?«

»Ja. Normalerweise ist es nicht so, und ich denke, dass auch eine Stiefmutter eine gute Mutter sein kann.«

Ich kannte allerdings kein einziges Märchen, in dem ein Stiefvater vorkam, ganz zu schweigen von einem bösen Stiefvater.

Riwka provozierte Jakob manchmal, aber er reagierte nicht gereizt und schimpfte auch nicht, sondern antwortete etwas, was uns alle zum Lachen brachte. Nur Riwka nicht. Aber schon am dritten Tag auf dem Schiff hörte sie mit ihren Provokationen auf und schaute ihn mit großen Augen an. Was das hieß? Keine Ahnung, Lea nannte es so.

Lea hatte Jakob von Anfang an gut leiden können, genau wie ich. Nun ja, ich hatte mir anfangs etwas Sorgen gemacht. Und ich weiß noch, dass Lea einmal zu mir gesagt hatte: »Du bist bloß eifersüchtig. Weißt du nicht, was Mama mal gesagt hat?«

»Was meinst du?«

»In einem Herzen gibt es viel Platz.«

Ja, daran erinnerte ich mich.

Jeden Tag besuchte ich meinen neuen italienischen Freund. Wenn ich vorsichtig die Stufen herunterkam, begrüßte er mich und gab mir ein belegtes Brot, dann aß ich mit ihm, auch wenn ich gar keinen Hunger hatte und auch wenn das Brot nach Schmieröl roch. Manchmal war er nicht allein, aber die anderen Maschinenarbeiter lachten mir nur zu und fuhren mit ihrer Beschäftigung fort. Anschließend trug ich eine Weile das Gefäß mit dem Schmieröl, bevor ich wieder hinaufging.

Einmal, noch ziemlich am Anfang, wagte ich mich zum Bug des Schiffs, ganz nahe bei den Ankern, und dort konnte ich

etwas Erstaunliches beobachten. Der Bug hob sich über die Wellen hinaus und senkte sich dann wieder. Das wiederholte sich ständig. Ich war fasziniert. Lange stand ich so da, bis mich plötzlich Übelkeit packte und ich anfang, mich zu übergeben. Jakob fand mich und brachte mich hinunter in mein Bett. Bis zum Abend war ich krank, wie Jean, und konnte nichts essen. Jakob zwang mich, etwas zu trinken. Er erinnerte mich an das, was er mir zu Beginn unserer Fahrt erzählt hatte, von der Passage zwischen Italien und Sizilien.

»War das hier?«, fragte ich.

»Ja, genau hier«, sagte er.

Sechs lange Tage dauerte die Fahrt und am letzten Tag standen fast alle Leute an Deck, hielten die Hände über die Augen und blickten erwartungsvoll nach Osten. Jeder wollte als Erster die Küste von Erez Israel sehen. Und dann tauchte sie als dünner Streifen in der Ferne auf, alle sahen sie im selben Augenblick und nur ein paar ältere Leute fragten: »Wo? Wo?«

»Dort! Da drüben!«

Als wir näher kamen, sahen wir kleine, weiße Häuser an einem Berghang. Und plötzlich fingen alle an, die *Ha-Tikwa* zu singen.

Unser Schiff lief im Hafen ein und war sofort umringt von britischen Booten.

Mutter versuchte, uns zu beruhigen. »Macht euch keine Sorgen«, sagte sie. »Alles wird gut gehen. Ich habe es euch doch erklärt. Man wird uns in ein Lager für Neueinwanderer bringen und nach einiger Zeit werden Vertreter der Kibbuzim kommen und die Kinder herausholen.«

»Auch mich?«, fragte Jossele ängstlich.

»Ich habe es dir doch gesagt, du bleibst bei uns.«

»Und wann lässt man euch frei?«, fragte ich.

»Wenn Jakobs Eltern uns Papiere organisiert haben. Aber das wird eine Weile dauern.«

»Mama, was ist ein Kibbuz?«, fragte ich.

»Wie ein Dorf«, sagte sie. »Aber nicht wie ein Dorf in Kasachstan und auch nicht wie in Russland oder Polen. Mach dir keine Sorgen. Die Menschen im Kibbuz werden euch gut aufnehmen. Eure beiden Lehrerinnen, Rachel und Elka, sind Mitglieder in einem Kibbuz, und ihr habt doch erlebt, wie nett sie sind.«

Als unser Schiff am Pier ankerte, sahen wir unten viele britische Polizisten. Eine Gangway wurde angelegt und ein paar britische Polizisten kamen an Bord. Den Passagieren wurde befohlen, unter Deck zu gehen, und erst nach langer Zeit durften wir wieder an Deck kommen. Das Aussteigen begann.

Als ich schon unten auf dem Pier war, fiel mir plötzlich ein, dass ich mich nicht von Roberto verabschiedet hatte. Ich drehte mich um und blickte hinauf zur Schiffsbesatzung. Die meisten standen an der Reling und schauten zu. Und da entdeckte ich ihn, er war größer als alle anderen. Ich zog meinen Mantel aus, mit allen Umschlägen, die darin steckten, und winkte mit aller Kraft. Dann sah er mich auch und winkte mir mit seinen langen Armen zum Abschied zu.

Gegen Abend, es wurde schon dunkel, bestiegen wir alle einen Güterzug, der im Hafen auf uns wartete, und fuhren langsam, sehr langsam los. Die Waggontüren standen weit offen. Wir fuhren an niedrigen Steinhäusern vorbei und da und dort stranden auf den erleuchteten Terrassen Menschen und betrachteten unseren Zug.

»Das sind die arabischen Bewohner von Haifa«, sagte einer der Organisatoren, der mit uns im Waggon saß.

Nach einigen Minuten hielt der Zug an einer großen, erleuchteten Lagerhalle. Alle stiegen mit ihrem Gepäck aus, auch die Kinder unseres Heims. Nach einem kurzen Fußmarsch erreichten wir das Barackenlager. Ich überlegte, ob ich mit Jakob zur Baracke der Männer gehen sollte. Schließlich blieb ich bei Mutter, mit Josselle und Lea und Riwka. Wir richteten uns in der Ecke einer Baracke ein, stapelten unser ganzes Gepäck an der Wand auf und legten uns auf die Betten. Damals wussten wir nicht, dass wir die letzten Einwanderer waren, die von den Briten in das Lager Atlit* gebracht und nicht in die Internierungslager nach Zypern geschickt wurden.

»Denkt daran, Kinder«, sagte Mutter plötzlich mit ernster Stimme. »Heute ist der 10. August 1946. Ab jetzt fängt etwas Neues an, hier werdet ihr aufwachsen können wie normale Kinder.«

Von unseren Lehrerinnen hatten wir uns schon am Hafen verabschiedet, bevor wir zum Lager für Neueinwanderer gefahren waren. Nur Pnina, die Leiterin, war bei den Kindern des Heims geblieben und außer ihr noch einige Leiter anderer Kindergruppen. In den ersten Tagen ging ich nicht in die Baracke unseres Kinderheims, sondern blieb, genau wie Josselle und wie meine Schwestern, bei Mutter. Jakob kam morgens und kehrte abends zum Schlafen zur Männerbaracke zurück. Doch vorher ging Mutter noch mit ihm draußen spazieren, wenn wir bereits im Bett lagen.

Die Kinder unseres Kinderheims trafen wir im Speisesaal. Riwka und Lea verbrachten die meiste Zeit mit ihren Altersgenossen, ich zog mit Jean herum. Eines Tages sagte Jean etwas auf Französisch und beendete den Satz auf Hebräisch: »... hast nicht nur du eine Familie.«

plötzlich begriff ich, dass die Kinder des Heims, die durch die Deutschen ihre Familien verloren hatten, mich, meine Geschwister und Mutter als Ausnahme betrachteten. Und dass wir bestimmt Neid und auch schlimme Erinnerungen weckten.

»Ich habe einen Onkel«, sagte Jean. »Er ist gestern gekommen. Er wird mich holen.«

»Du hast einen Onkel in Palästina?«

»Ja«, sagte er. »Der Onkel hat mich gefunden.«

Ich freute mich und umarmte ihn, als wären wir Brüder. Am Tag darauf kam Jean zu unserer Baracke, zu den Frauen und Kindern, um sich von mir zu verabschieden. Er gab mir einen Zettel mit der Adresse seines Onkels, der in Hadera wohnte. Zu meinem Bedauern verlor ich später im Kibbuz diesen Zettel.

Ab und zu kamen Vertreter der Kibbuzim und nahmen ein oder zwei Kinder mit. Mutter ging mit Lea, Riwka, Josselle und mir zum Büro des Lagers, zu Pnina. Ich mochte unsere Leiterin sehr. Sie war normalerweise sehr freundlich, doch wenn sie etwas beschlossen hatte, war sie von ihrer Entscheidung nicht abzubringen.

Mutter sagte zu ihr auf Russisch: »Ich bitte darum, dass meine Kinder auf keinen Fall getrennt werden.« Das »ich bitte darum« betonte sie so, dass es sich anhörte, als sagte sie: Ich fordere. »Ich bitte darum, dass alle drei gemeinsam eingeteilt werden.«

»Was ist mit dem Kleinen?«, fragte Pnina.

»Der Kleine bleibt bei uns.«

»Uns?«, fragte Pnina.

»Wir haben geheiratet, Jakob und ich. Jakob, der Akkordeonspieler, wenn du dich erinnerst.«

»Ich erinnere mich genau«, sagte Pnina. »Herzlichen Glückwunsch!«

Mutter bedankte sich mit einem Nicken und fuhr fort:

»Wir werden die großen Kinder zu uns holen, wenn wir uns in der Stadt eingerichtet haben.«

Pnina lächelte.

»Die Kinder werden im Kibbuz vielleicht so glücklich sein, dass es gar nicht so sicher ist, ob sie in der Stadt leben wollen«, sagte sie. »Du musst verstehen, die Kinder unseres Heims sollen sich nicht als Besucher fühlen. Die Vertreter der Kibbuzim wollen, dass sie zum Kibbuz gehören, genau wie die dort geborenen. Das ist zum Besten der Kinder und zum Besten des jeweiligen Kibbuz.«

Mutter deutete auf uns. »Aber wohin wird man sie schicken, kannst du mir das sagen?«

»Wenn ich es weiß, sage ich dir Bescheid«, sagte Pnina. Dann wandte sie sich an uns. »Auch euch gebe ich dann Bescheid.«

Als wären wir schon erwachsen.

»Pnina«, fragte ich, »was machen dort wir im Kibbuz?«

»Ihr werdet in die Schule gehen, ihr werdet zu Gastfamilien kommen, die euch helfen und unterstützen, genau wie alle anderen Kinder im Kibbuz.«

»Wo werden wir wohnen?«, fragte Lea.

»Ihr werdet in Kinderhäusern wohnen, zusammen mit den Kibbuzkindern.«

»Wie im Kinderheim«, sagte ich.

»Nein, nicht wie im Kinderheim«, sagte Pnina. »Wie zu Hause.«

»Und wo sind die Eltern?«, fragte Lea.

»Die Eltern wohnen in den Häusern der Erwachsenen.«

»Und warum schlafen die Kinder nicht bei ihren Eltern?«, fragte Iossele.

»Die Eltern stehen früh auf und müssen sich beeilen, um zur Arbeit zu gehen, und die Betreuerinnen, die mit den Kindern in den Kinderhäusern wohnen, sorgen dafür, dass sie sich waschen, anziehen, frühstücken und zur Schule gehen.«

Ich wusste nicht, ob das gut oder schlecht war. Mir war es auch egal, denn Mutter würde mich ja irgendwann von dort wegholen.

Schon bei unserer ersten Mahlzeit im Speisesaal des Lagers Atir lernte ich etwas kennen, was ich nie zuvor gegessen hatte: Oliven.

Ich probierte eine Olive und wollte nie wieder eine essen. Sie schmeckte schrecklich.

Nach dem Essen bestimmte die Betreuerin diejenigen, die das Geschirr abräumen und in die Küche bringen sollten. Als ich die Küche betrat, traute ich meinen Augen nicht: Irina und ein junges Mädchen brachten ebenfalls Geschirr aus dem Speisesaal.

»Irina!«, rief ich.

Ihr Gesicht strahlte, als sie mich sah. »Eljuschal!«

»Ich habe dich auf dem Schiff gar nicht gesehen«, sagte ich.

»Ich dich schon, als du dich auf Deck herumgetrieben hast.

Darf ich dir meine Tochter vorstellen? Sie ist schon vierzehn.

Sie heißt Julia.«

Irinas Tochter sah aus wie eine junge Frau. Sie lächelte mir zu.

»Und das ist Eljuschal, von dem ich dir erzählt habe«, sagte Irina. Und zu mir gewandt, fuhr sie fort: »Ich habe dich mit deiner Familie gesehen. Deine Mutter ist eine schöne Frau.

Und wer ist der Mann, der bei euch war? Ihr Freund, von dem du mir erzählt hast?«

»Er ist schon kein Freund mehr. Meine Mutter und er sind verheiratet.«

»Herzlichen Glückwunsch! Bist du ihr immer noch böse?«

Ich lachte. »Nein, schon nicht mehr.«

Fünfzehntes Kapitel

Eine Frau kam, um mich zu einem Kibbuz zu bringen. Warum nur mich? Weil man Riwka und Lea einem anderen Kibbuz zugeteilt hatte. Mutter war böse.

»Meine Kinder fahren nirgendwohin, wenn sie nicht gemeinsam zum selben Kibbuz fahren!«, sagte sie zu dieser Frau, die mich holen wollte. Wir gingen zusammen zu Pnina, der Leiterin.

»Einen Moment«, sagte Pnina. »Wir werden dir alles erklären.«

»Nein«, sagte Mutter. »Da gibt es nichts zu erklären. Ich will, dass alle drei im selben Kibbuz sind, dass sie zusammenbleiben.«

»Wir müssen reden«, sagte Pnina. »Komm mit mir!«

Sie ging mit Mutter in ein anderes Zimmer. Es dauerte lange, bis sie zurückkamen. Mutter war noch immer sehr zornig, aber ruhig. Ich verstand, dass sie die Entscheidung akzeptiert hatte.

»Es gibt keine andere Möglichkeit«, sagte sie. »Aber mach dir keine Sorgen. In weniger als einem Jahr werden wir eine Wohnung haben, die groß genug ist, dass ihr zu uns kommen könnt.«

Wir gingen in unsere Baracke und packten unsere Rucksäcke. Als alles fertig war, sagte ich zu Mutter auf Hebräisch: »Einen Moment.« Ich rannte zur anderen Baracke, um mich von Irina zu verabschieden, ich wollte nicht, dass mir dassel-

be passierte wie mit Roberto. Sie umarmte und küsste mich liebevoll. »Viel Erfolg, Eljuschka.«

Ich stand schon an der Tür, da rief ich ihr zu: »Und du sollst heiraten!«

Ein paar Leute in der Baracke lachten laut und Irina warf mir einen Handkuss zu.

Meine Begleiterin brachte mich zum Tor des Lagers, Mutter und meine Schwestern kamen mit uns. Nach einer kurzen Identitätskontrolle durch einen britischen Soldaten durften wir hinaus und gingen zur Haltestelle. Nach ein paar Minuten kam der Bus. »Das ist unserer«, sagte meine Begleiterin. Sie stieg ein und ich verabschiedete mich von meiner Mutter und meinen Schwestern, bis der Fahrer hupte. Ich winkte ihnen noch aus dem Fenster zu.

Meine Begleiterin überließ mir den Platz am Fenster, damit ich etwas von Erez Israel sehen konnte. Ich klebte am Fenster.

»Schau«, sagte meine Begleiterin, die mit mir Russisch sprach, »der Araber reitet auf dem Esel und seine Frau läuft zu Fuß hinterher.«

Sie sagte es in einem Ton, als wäre das nicht in Ordnung. Offenbar wusste sie nicht, dass auch in Kasachstan ein Mann viel wichtiger war als eine Frau.

So vieles war hier neu für mich. Palmen, arabische Frauen mit Lasten auf dem Kopf. Sie hielten sich gerade wie ein Lineal und waren bunt gekleidet.

Wir fuhren durch eine Straße in einer großen Stadt.

»Haifa«, sagte meine Begleiterin.

Hier sah ich Menschen, die angezogen waren wie die Leute in Europa, und andere, die ganz anders angezogen waren. In Haifa stiegen wir am Busbahnhof aus, und fast hätte ich meinen Mantel im Autobus vergessen, weil es so warm war. Hier

am Busbahnhof gab es lange Schlangen an den Haltestellen. Plötzlich sah ich einige Juden in schwarzer Kleidung und mit schwarzen Hüten, mit Bärten und Schläfenlocken. Plötzlich erinnerte ich mich, dass ich solche Juden auch in der Judenstraße in Kostopol gesehen hatte.

»Wer sind diese Leute?«

»Hast du das noch nie gesehen? Orthodoxe Juden.«

»In Kostopol habe ich solche schon gesehen, nicht weit von unserem Haus. Ich war damals noch klein.«

»Wo ist das?«

»Früher gehörte die Stadt zu Polen, jetzt zur Ukraine. Dort ist alles durcheinander.«

Nachdem der Autobus die Stadt hinter sich gelassen hatte, fuhren wir durch schöne Täler, vorbei an Feldern und Ansiedlungen. Meine Begleiterin erklärte mir, welche der Ansiedlungen jüdisch und welche arabisch waren. Das war mir bald klar. Sie sprach voller Stolz über die roten Ziegeldächer der jüdischen Dörfer, über die Bäume und die Wiesen, die wir da und dort sahen. Sie sprach voller Stolz auch über die Traktoren auf den Feldern. Hingegen äußerte sie sich verächtlich über die arabischen Dörfer.

»Schau«, sagte sie, »die Häuser sind aus grauen Steinen gebaut worden und die Dächer sind flach.«

»Ist das schlimm?«

»Es ist nicht wie in Europa«, sagte sie.

»Warum sind die Fenster und die Türen hellblau umrahmt?«

»Damit die bösen Geister glauben, es wäre der Himmel, und deshalb nicht hineingehen«, sagte sie und lachte.

Ich deutete auf einen Araber, der sein Feld mit einem Pferd pflügte. »Wie in Kasachstan«, sagte ich begeistert.

»Sie haben keine Traktoren wie wir«, sagte sie, »das ist eine primitive Landwirtschaft.«

»Ich finde es schöner, wenn ein Bauer hinter einem Pflug geht, als dass er Traktor fährt«, sagte ich. »Das sieht echter aus. Wie in Kasachstan und wie in der Ukraine.«

»Was redest du da«, sagte sie. »Du kennst einfach den Unterschied nicht zwischen einer zurückgebliebenen und einer modernen Landwirtschaft. Maschinen verändern die Landwirtschaft vollkommen.«

»Stimmt, das ist eigentlich wie in Deutschland«, sagte ich, als ich an die Bauernhöfe dachte, die ich auf dem Weg zu der zerstörten Stadt Ulm gesehen hatte.

Sie schaute mich wütend an.

»Du darfst die Deutschen nicht erwähnen. Wir haben unter ihnen genug gelitten.«

Wir fuhren lange. Manchmal döste ich ein bisschen, dann schaute ich wieder aus dem Fenster. Der Bus hielt immer wieder an, Leute stiegen aus, andere ein.

»Schlaf ruhig«, sagte sie. »Wir sind noch nicht da.«

Sie weckte mich, kurz bevor der Bus hielt. Ich nahm meinen Rucksack und meinen Mantel, und wir stiegen an einer hübschen Haltestelle aus, die aus weißen, quadratischen Steinen gebaut war. Sie sah aus wie ein kleines Haus. An der Seite war ein Schild mit dem Namen des Kibbuz in zwei Sprachen, einmal mit hebräischen und einmal mit lateinischen Buchstaben. Ich konnte sie beide lesen: *Tel Haschoscha*.

»Tel Haschoscha«, sagte ich.

»Stimmt. Hatte ich es dir noch nicht gesagt?«

Der Kibbuz lag vor uns. Wir gingen auf einer von Bäumen gesäumten Straße.

»Das sind Johannisbrotbäume«, sagte sie. »Du kennst sie

bestimmt noch nicht. Johannsbrod kann man essen, die Schoten sind süß. Nach den großen Ferien sind sie reif.«

Wir überquerten einen weitläufigen Hof, um den herum die Wirtschaftsgebäude lagen. Ich hörte Hühner gackern. Und dann gingen wir über einen gepflasterten Weg zu einem großen Gebäude, dem mehrere Leute zustrebten. Wir folgten ihnen ins Haus, in den Speisesaal. Viele Leute saßen dort an Tischen und aßen, es roch nach Essen. Stimmengewirr drang an mein Ohr, das Klappern von Besteck. Jemand lachte laut.

»Das ist der Speisesaal des Kibbuz«, sagte meine Begleiterin. »Jetzt ist Mittagszeit, vielleicht finden wir hier auch deine Pflegeeltern. Weißt du schon, dass bei uns die Kinder bei den Eltern wohnen?«

»Nein, wieso denn das? Man hat mir gesagt, dass die Kinder in den Kibbuzim in Kinderhäusern wohnen.«

»Stimmt«, sagte sie. »Aber unser Kibbuz ist etwas Besonderes.«

»Dann wohne ich also bei meinen Gasteltern?«

»Ja. Sie sind ganz besondere Menschen und sehr nett.«

Plötzlich hörte ich die Stimme einer Frau. »Siwa, hast du den Jungen mitgebracht?« Die Stimme klang etwas heiser.

»Hier ist er!«, antwortete meine Begleiterin, beugte sich zu mir und flüsterte: »Hab keine Angst, du bist in guten Händen.«

Eine große Frau kam mir entgegen. Sie trug kurze Hosen und ihre Arme und Beine waren kräftig und braun gebrannt. Ich hatte ein bisschen Angst, sie könnte mich ersticken, aber sie umarmte mich nicht, sie küsste mich nicht und gab mir auch nicht die Hand.

»Schalom«, sagte sie auf Hebräisch zu mir. »Ich heiße Ofra. Und du?«

Ich sagte ihr meinen Namen.

»Komm mit zum Essen! Die Kinder essen zwar im Speisesaal der Kinder, aber jetzt bist du ja schon hier ... Gib mir deinen Rucksack!«

»Er ist nicht schwer«, sagte ich, gab ihn ihr aber.

Ich drehte mich nach meiner Begleiterin um, doch sie war bereits verschwunden.

Ofra zeigte mir einen Tisch, der fast leer war, nur noch zwei Leute in Arbeitskleidung saßen da und aßen. Sie schauten erst Ofra an, dann mich. Keiner sagte ein Wort.

»Setz dich, ich bringe dir was zu essen«, sagte Ofra, meine Gastmutter, und verschwand.

Die beiden Leute waren fertig, sie standen auf, wobei sie ihre Stühle laut über den Boden schoben, nahmen ihr schmutziges Geschirr und verschwand ebenfalls. Bestimmt lief es hier genauso ab wie im Speisesaal in Atlit. Ich betrachtete den Tisch. Eine Schüssel mit Gurken, Zwiebeln und Tomaten stand da, noch eine mit Oliven, dazu ein Gefäß, in das die Leute, bevor sie weggegangen waren, ihre Essensabfälle von den Tellern geleert hatten. Außerdem sah ich mitten auf dem Tisch noch einen Korb mit Brot, zwei Schüsseln mit gekochtem Gemüse, eine mit Kartoffeln und eine mit Karotten, und Salatgewürz, das heißt Salz und Pfeffer, Öl und Essig. Das kannte ich schon vom Speisesaal in Atlit. Ich nahm mir eine Scheibe Brot und machte es wie Mutter, ich kippete ein bisschen Öl darauf, bestreute es mit Salz und fing an zu essen. Ofra kam und stellte einen Teller mit einem Stück Fleisch vor mich.

»Soll ich dir Salat herrichten?«, fragte sie.

»Ja, bitte«, stotterte ich auf Hebräisch.

Sie lächelte mich ermunternd an, schnitt Gemüse, fügte Öl,

Salz und Essig und ein paar Oliven dazu, schob den Teller mit Fleisch zur Seite und stellte den Salat vor mich. Ich fragte auf Russisch: »Die Leute, die hier gegessen haben, und du, redet ihr gerade nicht miteinander?«

Ofra verstand mich nicht gleich, dann lachte sie und sagte: »Wir haben keinen Streit, falls du das meinst, aber wenn du eine Weile im Kibuz bist, wirst du es verstehen. Wir sehen uns jeden Tag und überall, da schweigt man manchmal auch ganz gern. Nur Salman, mein Freund, grüßt immer jeden mit ›Schalom‹ und ›Guten Morgen‹ und ›Guten Abend‹. Die meisten ärgern sich darüber, weil sie das Gefühl haben, sie müssten ihm antworten. Manche Leute ignorieren ihn einfach.«

Ich aß den Salat. Ich war wirklich hungrig. Ofra sah, dass ich die Oliven nicht anrührte.

»Magst du keine Oliven?«

»Nein.«

»Das macht nichts, du wirst dich noch daran gewöhnen.«

Ofra häufte auf meinen Teller mit dem Fleisch das gekochte Gemüse, setzte sich mir gegenüber und knabberte an einer Scheibe Brot. Als ich aufstand, brachte sie mein Geschirr in die Küche. Dann nahm ich meinen Rucksack und den Mantel. Ofra nahm mir den Rucksack aus der Hand und sagte:

»Komm, wir gehen nach Hause.«

Vor dem Speisesaal machte sie eine weite Armbewegung. »Schau dir das an, Eljusch, all die Blumen, die Sträucher, die Bäume, die Wiesen, der ganze schöne, blühende Garten ist meine Arbeit.«

Ich schaute mich um. Jetzt verstand ich, warum sie so kräftig und so braun gebrannt war.

Ein paar Minuten später erreichten wir ein langes, einstö-

ckiges Haus, das denen ähnlich sah, die ich auf der Fahrt hierher gesehen hatte. Das Dach war mit roten Ziegeln gedeckt und das Haus hatte sechs Eingänge. Vor jedem Eingang gab es ein Gärtchen. Ich folgte Ofra zu einer der Türen. Und da wurde die Tür auch schon aufgerissen und in der Öffnung stand ein magerer, blasser Mann mit Brille.

»Das ist Salman«, sagte Ofra. »Mein Freund.«

Auch er trug Hosen, aber keine kurzen, sondern lange.

»Schalom«, sagte er. »Wie heißt du?«

»Eljusch.«

»Sehr angenehm«, sagte er und drückte mir die Hand. »Ich bin Salman.«

Ofra kicherte. Ich erinnerte mich daran, was sie im Speisesaal über ihren Freund gesagt hatte.

»Ich bin sicher, dass es dir gut gehen wird bei uns«, sagte Salman.

Ich nickte.

Wir traten in ein ziemlich großes Zimmer. Darin standen ein Schrank aus Holz und zwei Betten, eines an jeder Seite. Neben jedem Bett stand eine hohe Holzkiste, die vermutlich als Kommode diente, und ein Stuhl. Salman blieb hinter uns stehen.

Ich suchte einen Platz, an dem ich meinen Mantel ablegen konnte.

»Du kannst ihn in den Schrank hängen«, sagte Salman.

Sie wissen nicht, dass ich meinen ganzen Briefmarkenschatz hier aufhänge, dachte ich.

»Schau, wie ordentlich das Zimmer ist«, sagte Ofra. »Salman ist für die Ordnung zuständig. Er hat viel Zeit, weil er nur nachts arbeitet. Er ist unser Bäcker, deshalb ist er auch so blass. Ist dir das aufgefallen?«

»Vom Mehl?«, fragte ich.

Beide lachten. »Nein«, sagte Ofra, »er hat Angst vor der Sonne. Ich glaube, er ist der einzige Mensch auf der ganzen Welt, der sich vor der Sonne fürchtet.«

»Auch die Melker sind weiß«, sagte Salman. Er deutete auf eines der Betten. »Das ist dein Bett. Unser ältester Sohn, Schimon, ist in das Jugendhaus gezogen, du kannst sein Bett haben.«

»Und das zweite Bett gehört unserem jüngeren Sohn, Schaj«, sagte Ofra. »Wie alt bist du?«

»Ich bin zehn.«

»Er ist älter als du, er wird bald dreizehn.«

Ich prüfte den Stuhl und die Kiste neben dem Bett, betrachtete die offene Seite, die ein paar leere Regalbretter sehen ließ.

»Wenn du kleine Sachen hast, kannst du sie da reinstellen«, sagte Salman.

Ich schob meine Hand in den Rucksack und zog die Schachtel mit meinen Schätzen heraus: die große Mundharmonika mit dem Register, Bogutass Taschenmesser und die kleine Flasche mit den Nadeln, die ich von Henia bekommen hatte, und stellte alles in die Kiste.

»Du brauchst keine Angst zu haben«, sagte Ofra, »niemand wird deine Sachen anrühren. Wir haben schon mit Schaj darüber gesprochen.«

Ofra machte eine Schiebetür zum zweiten Zimmer auf, und dort, an der Wand über einem großen Bett, sah ich das Porträt eines Mannes ... Ich traute meinen Augen nicht, es war Stalin! Und darüber hing eine kleine rote Fahne, die russische Flagge. Ich machte den Mund auf und schloss ihn wieder. Ich fragte nichts. Salman war meinem Blick gefolgt.

»Du kannst ruhig reingehen und dir alles anschauen, das ist unser Schlafzimmer.«

Ich schaute hinein. Außer dem großen Bett gab es noch zwei kleine Schränke auf beiden Seiten, einen kleinen Schreibtisch mit einem Stuhl und ein paar Bücherregale. Mein Blick kehrte zu Stalin zurück.

»Du betrachtest Towarisch Stalin? Ohne ihn geht Ofra nicht schlafen. Sie ist eine Stalinistin.«

»Genosse Stalin«, sagte Ofra. »Wir verdanken ihm den Sieg über den Faschisten Hitler.«

»Stalin ist ein Mörder, genau wie Hitler«, sagte Salman.

Er unterbrach das Gespräch, weil Ofra sich plötzlich mit einer so drohenden Bewegung zu ihm umdrehte, dass ich glaubte, sie wollte ihn schlagen. Nichts geschah, aber ich stellte mir vor, wie sie ihm mit einem Faustschlag die Brille zertürmerte.

»Wo ist die Toilette?«, fragte ich.

»Komm, ich zeig's dir«, sagte Salman.

Wir gingen hinaus. Ich dachte einen Moment, sie hätten einen Verschlag draußen, mit einem Loch in der Erde wie in Kasachstan, aber so war es nicht. Die Toilette befand sich am Rand des Gebäudes. Ich trat ein und schaute durch eine halb offene Tür in den Raum nebenan. Es war ein Waschraum. Kein Mensch war dort. Ich ging hinein. Es gab zwei große Räume, in einem sah ich eine Holzbank und an der Wand darüber Kleiderhaken. Im zweiten Zimmer gab es einige Waschbecken mit Spiegeln darüber und an der Wand gegenüber waren ein paar Schläuche befestigt mit Duschköpfen. Salman saß auf der Bank vor der Tür und rauchte. Als er sah, dass ich herauskam, legte er die Hand auf die Bank und sagte: »Die Bank habe ich selbst gemacht. In Eigeninitiative.«

- »Bist du auch Schreiner?«
- »Nein, aber ich mag es, Sachen herzustellen.«
- »Ich habe nur eine einzige Dusche gesehen.«
- »Stimmt.«
- »Ist sie für Männer oder für Frauen?«
- »Sowohl als auch«, sagte Salman. »Das ist eine Dusche für alle.«
- »Alle waschen sich gemeinsam?« In Atilir hatte man uns schon damit gedroht, dass man im Kibbuz mit so etwas rechnen musste, aber ich hatte es nicht geglaubt.
- »Nein, nicht wirklich«, sagte Salman. »Es gibt Stunden für Kinder und Stunden für Erwachsene.«
- »Alle zusammen?«
- »Ja, alle Kinder zusammen. Die Erwachsenen klopfen an die Tür und fragen: ›Männer oder Frauen?, und alles ist in Ordnung. Ich sehe, dass dir das Kopferbrechen macht. Du kannst immer mit mir hergehen, wenn nur Männer hier sind.« Salman lachte. »Früher haben hier wirklich alle gemeinsam geduscht. Damals waren alle jung. Zum Glück war ich damals noch nicht hier.«
- Ich war beruhigt. Wir gingen zurück. Ofra saß auf »meinem« Bett, zog meine Kleidungsstücke aus dem Rucksack und betrachtete sie prüfend.
- »Unsere Kinder ziehen solche Sachen nicht an«, sagte sie.
- »Sie werden dich auslachen, wie sie im Kibbuz über Salmans Hosen lachen.«
- »Warum wird man mich auslachen?«, fragte ich.
- »Sind das etwa kurze Hosen?«
- »Nein.«
- »Sind sie lang?«
- »Nein.«

- »Gut«, sagte sie. »Was sollen wir mit diesen Sachen anfangen?«
- »Ich möchte sie behalten.«
- »In Ordnung«, sagte Ofra. »Du musst sie auf jeden Fall sofort in die Wäscherei geben. Wenn du sie zurückhaben willst, müssen wir erst deinen Namen hinten am Kragen einstickeln. Salman wird dir helfen. Er ist Fachmann für solche Arbeiten.«
- Ofra lächelte. Ich war nicht sicher, ob das stolz klang oder ein bisschen verächtlich. Ich dachte an die schöne Bank, die Salman gemacht hatte.
- »Was für einen Namen soll ich für ihn einstickeln?«, fragte Salman.
- »Posniak«, sagte ich. Endlich konnte ich den Namen von Vaters Familie wieder benutzen.
- Ich gab Salman meine Kleidungsstücke. Ofra ging mit mir zum Kleiderschuppen der Kinder. Die Frau, die dort arbeitete, betrachtete mich prüfend, dann legte sie ein Handtuch auf den Tisch und darauf Kleidungsstücke, die mir passen müssten, und packte alles mit dem Handtuch zusammen. Ofra nahm das Paket.
- »Du verwöhnst ihn«, sagte die Frau.
- »Nur am Anfang«, sagte Ofra.
- Wir gingen nach Hause zurück. Salman strickte meinen Namen mit einem roten Faden in meine Kleidung. Ofra packte die Sachen aus, die ich bekommen hatte, und sagte: »Hier sind Strümpfe und ein Pyjama, da sind die Sachen für die Schule, für die Arbeit und für den Schabbat. Am Freitag gehst du allein zum Kleiderschuppen und holst dir ein frisches Paket.«
- »Wir arbeiten?«, fragte ich.
- »In deinem Alter arbeitest du zwei Stunden am Nachmittag.«

»Wo?«

»Die Kinder der höheren Klassen arbeiten mit den Erwachsenen, bis zur sechsten Klasse arbeiten sie normalerweise auf der Kinderfarm. Sie haben sogar Tiere: Hasen, Enten, Hühner, zwei Esel. Außerdem ein Stück Land für das Futter für die Tiere. Magst du Tiere?«

»Ja, und wie.«

»Sehr gut. Aus dir wird ein guter Kibbuznik*.«

»In welche Klasse werde ich gehen?«

»Das weiß ich nicht. Morgen gehen wir zu dem Verantwortlichen für die Schule, er wird es entscheiden.«

Salman war fertig mit dem Beschriften meiner Sachen, Ofra packte sie in meinen Rucksack, dann gingen wir zur Wäscherei. Unterwegs fragte sie: »Eljuscha, wo warst du während des Kriegs?«

»Ich war mit meiner Mutter in der Sowjetunion, in Kasachstan.«

»Nicht in einem Ghetto?«

»Nein. Auch meine Schwestern und mein kleiner Bruder waren dort.«

»Wo sind sie jetzt?«, fragte Ofra zögernd.

»Hier in Erez Israel. Meine Mutter ist mit Jossele in Atlit und meine Schwestern kommen in einen anderen Kibbuz.«

Ofra hatte offenbar angenommen, ich hätte meine Familie durch die Deutschen verloren wie die anderen Kinder im Kinderheim.

Wir setzten unseren Weg fort. Nach einer Weile fragte

Ofra: »Wo ist dein Vater?«

»Mein Vater ... ist im Krieg umgekommen. Er war General bei der Roten Armee.«

»Wirklich ein General?«, fragte sie erstaunt.

»Ich weiß es nicht genau, jedenfalls ein hoher Offizier.«

Wir kamen bei der Wäscherei an. Ofra zeigte mir, wie man die Wäsche sortierte, alles getrennt, je nachdem, was auf der jeweiligen Luke angegeben war. Ich konnte nur ein Wort lesen: *Strimpfe*. Ofra nahm einen Bleistift aus der Tasche und schrieb neben jede Luke mit kleinen Buchstaben auf Russisch, was hineingehörte. »Bis das verwischt«, sagte sie und lächelte, »kannst du schon Hebräisch lesen.«

Wenn sie lächelte, sah sie nicht mehr aus wie eine »Stalinistin«, dann war sie schön.

Die Sache mit Vater hatte sie sehr beeindruckt. Natürlich erwähnte ich nicht, dass Stalin meinen Vater umgebracht hatte, wie Mutter gesagt hatte. Das Gespräch zwischen Salman und Ofra über Stalin hatte mir gezeigt, dass meine Gasteltern nicht nur sehr verschieden aussahen, sondern auch verschiedene Ansichten hatten. Nicht nur ein bisschen verschiedene, sondern grundverschiedene. Noch am selben Abend merkte ich, wie sehr ich damit recht hatte. Ich war müde, Ofra half mir, den Pyjama anzuziehen, ich legte mich ins Bett, sie deckte mich zu.

»Wo ist Schaj?«, fragte ich.

»Er wird gleich kommen. Sie haben noch eine Diskussion. Schlaf gut.«

Ich fragte mich, ob sie mir einen Kuss geben würde. Sie tat es nicht.

»Gute Nacht!«, rief Salman aus ihrem Zimmer.

Sie ging hinüber und machte die Tür zu, dann brach ein heftiger Streit zwischen ihnen aus. Es ging darum, was Salman über Stalin gesagt hatte. Sie stritten laut und auf Russisch. Vielleicht hatten sie sich angewöhnt, auf Russisch zu streiten, damit ihre Kinder sie nicht verstanden.

»Wie konntest du deine kapitalistischen Ideen vor dem Jungen aussprechen? Du weißt doch, wozu wir hier unsere Kinder erziehen. Was soll er denken? Morgen geht er doch schon in die Schule.«

»Er ist kaum angekommen, da verpasst du ihm schon eine Gehirnwäsche!«, schrie Salman. »Dein Dogmatismus bringt mich noch um.«

Ich wusste nicht, was »Dogmatismus« war, doch plötzlich kam mir der Gedanke, dass auch meine Eltern auf ähnliche Art gestritten oder diskutiert hatten. Ich erinnerte mich genau an den Streit, den sie damals hatten, als Vater genau in dem Moment hereingekommen war, als Mutter uns von Erez Israel erzählt hatte. Vielleicht hatten sie nicht nur wegen Kapitalismus und Kommunismus Meinungsverschiedenheiten, sondern auch wegen Kommunismus und Zionismus*. Ich könnte Mutter fragen, dachte ich. Ich bemühte mich, wach zu bleiben, ich fand den Streit der beiden spannend.

»Ich verpasse ihm keine Gehirnwäsche!«, schrie Ofra. »Ich versuche, ihm die Werte beizubringen, die ein guter Kibbuznik haben sollte. Und die Sowjetunion war und ist der lebendige Beweis dafür, dass der Kommunismus verwirklicht werden muss! Nicht nur dort, sondern auch hier, bei uns.«

»Für Stalin?«, höhnte Salman. »Für die Sonne der Völker?«

»Du kannst dir deinen Zynismus sparen. Das russische Volk ist ihm gefolgt, es hat Europa von Hitler befreit. Das ist eine Tatsache. Stalin steht an der Spitze der Bewegung, die die kapitalistischen Arbeiter aus ihrer Erniedrigung und dem erbarmungslosen Joch befreien wird. Wie kannst du das bloß leugnen?«

Salman sprach nun ruhig, ohne Zorn. Ich musste mich anstrengen, um ihn zu verstehen. »Ofra«, sagte er, »der Kom-

munismus ist wirklich eine schöne und verlockende Idee. Er verspricht so viel und weckt große Hoffnungen. Aber er lässt sich nicht verwirklichen. Die Menschen sind noch nicht weit genug, um diese Ideale zu verwirklichen, zumindest die meisten können es noch nicht. Und Stalin hat den Kommunismus benutzt, um in der Sowjetunion eine grausame Diktatur zu errichten. In Wahrheit haben die Russen ihre Zaren immer geschätzt, durch die Jahrhunderterte. Jetzt haben sie einen anderen Zaren, noch einen Iwan den Schrecklichen*.«

»Ich will das nicht hören!«

»Ofra, ich kenne dich schon so viele Jahre und kann immer noch nicht verstehen, wie du so naiv sein kannst. Denn eigentlich bist du doch eine kluge Frau.«

Und dann schlief ich ein.

Am Tag darauf nahm Ofra einen halben Tag frei. Wir gingen zusammen zum Speisesaal der Kinder und dann zeigte sie mir den ganzen Kibbuz, die Kinderfarm, die Kleinkinder, den Kultursaal, den Klubraum der Kinder. Unterwegs erklärte sie mir stolz, was sie alles auf dem Gelände getan hatte, der Kibbuz war wirklich ein blühender Garten. Dann besichtigten wir den Kuhstall und den Hühnerstall und machten uns auf den Weg zur Schule.

»Du bist pünktlich zum Schuljahresbeginn angekommen«, sagte Ofra. »Die großen Ferien sind gerade vorbei. Schau mal, das sind Orangenbäume.«

»Und wo sind die Orangen?«

Ofra lachte. »Im Winter wirst du sie sehen.«

Wir erreichten ein großes Gebäude, überquerten einen Platz und betraten das Haus. Sie führte mich zu einem Büro, dessen Tür weit offen stand.

»Schalom, Schewach«, sagte sie und stellte mich einem Mann vor.

Er bot uns einen Platz an und stellte mir ein paar Fragen in einfachem Hebräisch, es waren leichte Rechenaufgaben. Dann zeigte er mir einen Globus und fragte, ob ich wisse, wo Erez Israel sei. Mutter hatte es mir schon auf dem Globus gezeigt, den wir in Bytom gefunden hatten. Schewach bestimmte, dass ich in die fünfte Klasse kam.

»Hebräisch wirst du in der Schule schnell gelernt haben«, sagte er. »Und jetzt werden wir Ofra zu ihrer Arbeit zurückschicken.«

»Wir sehen uns am Nachmittag«, sagte Ofra und ging.

Der Mann brachte mich in meine Klasse. Wir platzten mitren in den Unterricht.

»Schalom, Dina«, sagte er. »Ich bringe einen neuen Jungen. Er ist gestern aus dem Lager für Neueinwanderer gekommen, aus Atlir.«

Alle Kinder starrten mich an.

Der Mann wandte sich an die Kinder. »Ein Junge ist zu uns gekommen, der den Krieg überlebt hat.«

Es war still.

»Viel Erfolg!«, sagte er zu mir und ging hinaus.

Ich blieb an der Tür stehen.

»Wie heißt du?«, fragte Dina.

Ich beschloss, meinen hebräischen Namen zu sagen.

»Elijahu.«

Die ganze Klasse brach in lautes Gelächter aus.

Wie alle Russen konnte ich kein »h« aussprechen, jedenfalls damals konnte ich es noch nicht, und hatte statt Elijahu »Elijachu« gesagt. Von da an wurde mein Leben zur Hölle.

Dina stoppte das Gelächter und wies mir einen freien Platz

an einem der Tische zu, neben einem Mädchen. Aber das machte mir nichts aus.

Der Unterricht ging weiter. Ab und zu verstand ich ein Wort, mehr nicht.

In der Pause umringelten mich einige Kinder aus der Klasse.

»Kannst du kein Hebräisch?«

»Nur ein bisschen«, sagte ich.

»Was kannst du?«

Ich überlegte einen Moment, dann sang ich ihnen ein Lied vor, dass ich bei unserer Lehrerin im Kinderheim gelernt hatte, an jenem Flugplatz in Deutschland.

Sie lachten.

»Warum? Ist das kein Hebräisch?«

»Doch, es ist Hebräisch, aber bei dir klingt es lustig.«

Ich verstand noch nicht, was sie so komisch fanden.

Als ich danach die Klasse betrat, kamen zwei Kinder und baten mich, auch für sie auf Hebräisch zu singen.

Ich war noch naiv, ich tappte in die Falle und fing an zu singen. Doch ihren Gesichtern war anzusehen, dass sie mich zum Gespött machten.

Von diesem Tag an verfolgten mich die Rufe: »Elijachu, sing uns was auf Hebräisch!«

Ich führte heftige Kämpfe in der Klasse und auf dem Schulhof. Ich stürzte mich sofort auf jeden, der mich »Elijachu« nannte und mich aufforderte, etwas auf Hebräisch zu singen. Es dauerte einige Monate, bis sie aufhörten, mich damit zu necken.

Sechzehntes Kapitel

Dina war eine strenge Lehrerin und verhielt sich den Kindern gegenüber nicht immer freundlich. Sie benutzte meinen Akzent, um die Klasse zum Lachen zu bringen und auf meine Kosten Zustimmung zu bekommen. Eines Tages kam sie auf eine neue Idee. Im Bibelunterricht lasen die Kinder der Reihe nach einen Abschnitt laut vor. Ich wurde immer übersprungen, weil die Worte der Bibel zu schwer zum Lesen waren. Doch an diesem Tag sagte Dina plötzlich: »Elijahu, du bist dran.«

Ich glaubte mich verhört zu haben. Ich wusste noch nicht mal, an welcher Stelle es weiterging. Meine Banknachbarin zeigte es mir. Es war das erste Mal, dass ich sie wirklich beachtete.

Ich begann zu lesen und alle bogen sich vor Lachen. Natürlich wegen meines Akzents.

Als ich später aus der Klasse ging, sagte meine Banknachbarin zu mir: »Jeder weiß, dass Dina eine Hexe ist. Nimm's nicht so schwer!«

Ich schaute sie an. Dann fiel mir ein, dass ich eigentlich ihren Namen wusste: Judith. Ich war sehr dankbar, dass wenigstens irgendjemand aus der Klasse versuchte, mich zu trösten.

Danach versuchte ich, die Kinder mit meiner Briefmarkensammlung zu beeindrucken. Ich holte alle Marken aus meinem Mantel, legte sie in eine Pappschachtel und nahm sie mir in die Schule. Sofort, noch bevor der Unterricht begann,

machte ich die Schachtel auf und zeigte den Kindern meinen Schatz. Alle kamen, schauten hinein und lachten.

»Was ist das?«

»Was bedeuten diese bunten Bildchen?«

»Briefmarken? Wer braucht so was?«

»He, Leute, Elijahu hat benutzte Briefmarken!«

Dina kam in die Klasse, ich konnte die Jungen nicht mehr verprügeln, und das wussten sie genau.

»Elijahu, was hast du in der Schachtel? Komm, zeig's mir!«

Ich ging zu ihrem Tisch und sie betrachtete die Briefmarken.

»Ja, ich weiß«, sagte sie. »Es gibt Leute, die so etwas sammeln.«

Am Abend erzählte ich Ofra, Salman und Schaj von den Briefmarken und zeigte ihnen etwas ängstlich meinen Schatz.

Salman sagte: »Eljuschä, bei uns sammelt keiner Briefmarken und keiner versteht etwas davon. Ich schon. Ich habe früher, im Ausland, Briefmarken gesammelt. Solche Leute nennt man Philatelisten. Es könnte sein, dass unter deinen Briefmarken auch sehr wertvolle sind.«

Schaj zuckte mit den Schultern. »Wozu braucht man überhaupt benutzte Briefmarken?«

Ofra sagte: »Ich kann sie für dich in meinem Schrank aufheben.«

Eines Morgens wachte ich auf und war nass. Das war mir im letzten Monat schon ein paarmal passiert. Ich wurde knallrot vor Scham. Ich wollte das Laken verstecken und die Matratze umdrehen. Ofra hatte es vermutlich bemerkt, sie blieb im Haus, und nachdem Schaj gegangen war, kam sie zu mir und half mir, das nasse Laken abzuziehen. Sie selbst drehte die

Mattarze um, dann sagte sie: »Eljusch, dich bedrückt etwas. Erzähle es mir. Wir sind doch Freunde.«

Ich war den Tränen nahe und sagte, ich hätte Sehnsucht nach meiner Mutter, nach meinen Schwestern und nach meinem kleinen Bruder.

»Das verstehe ich«, sagte Ofra. »Aber gibt es hier bei uns etwas, was dich bedrückt?«

Und da erzählte ich ihr von Dina und dass die Kinder mich auslachten. Ich erzählte ihr auch von »Elijach, sing uns etwas auf Hebräisch!«.

»Ich gehe jetzt sofort mit dir zur Schule und spreche mit Dina«, sagte Ofra zornig.

Wir gingen zur Schule. Ofra sagte, ich solle draußen warten, und betrat das Schulgebäude.

Als sie wieder herauskam, erzählte sie mir nicht, was drinnen geschehen war, sie sagte nur: »Ich verspreche dir, dass man dich nicht mehr auslacht. Und ab sofort wird man dich Eli nennen. Ganz einfach Eli. Bist du einverstanden?«

»Ja«, sagte ich. »Aber ihr könnt weiter Eljusch zu mir sagen.«

Sie hob die Hand, als wollte sie mir über den Kopf streicheln, zog sie aber sofort zurück und sagte: »Ja, Eli. Du bist ein sehr lieber Junge.«

Ich ging ins Klassenzimmer, kurz bevor Dina hereinkam. Sie verkündete mit ernster Stimme, wer mich in Zukunft noch einmal »Elijach« nenne, habe eine strenge Strafe zu erwarten. »Ab sofort heißt er Eli«, sagte sie.

Ofra hatte offenbar auch mit ihrem ältesten Sohn gesprochen, mit Schimon, damit er mir half, mich einzuleben. Schimon wohnte in der Palmach-Baracke und war der Hirte des Kibbuz. Er kam freitags und manchmal auch während der

Woche, um seine Eltern zu besuchen. Bei einem seiner ersten Besuche hatte er mich gefragt: »Wie schläft es sich in meinem Bett?«

»In Ordnung«, hatte ich gesagt.

Und er hatte gesagt: »Wer in diesem Bett schläft, wird groß und stark.«

Einnmal nach dem Unterricht, als wir alle nach Hause gingen, rief Nachum, der im Sekretariat die Post versorgte: »Eljusch, du hast einen Brief!«

Aufgeregt rannte ich die Treppe hinauf. Ich war sicher, dass es ein Brief von Mutter war. Endlich. Es war eine Karte, kein Brief. Auf der einen Seite stand etwas auf Russisch darauf, auf der anderen war das Bild eines Mannes mit Bart, der sich auf ein Verandageländer stützte. Als ich wieder draußen war, stellte ich überrascht fest, dass Judith nicht mit den anderen zum Speisesaal gegangen war, sondern auf mich wartete. Ich zeigte ihr die Karte.

Sie betrachtete das Bild und sagte: »Das ist Theodor Herzl*.«

»Wer ist das, Theodor Herzl?«, fragte ich.

»Wir haben in der Schule über ihn gelernt«, sagte sie. »Er hat ein Buch geschrieben. Er hat beschrieben, wie Erez Israel zu einem jüdischen Staat werden könne. Er schrieb: *Wenn ihr wollt, ist es kein Märchen*.«

Die Karte tröstete mich. Ich steckte sie in die Tasche, und erst, als ich allein war, las ich sie noch einmal von Anfang bis Ende. Mutter hatte geschrieben:

Eljusch, mein Lieber, ich freue mich, dir sagen zu können, dass wir mit Hilfe von Jakobs Eltern eine kleine Wohnung

kaufen konnten, nur anderthalb Zimmer. Aber sie ist auf dem Dach eines Mehrfamilienhauses und das ganze Dach gehört uns. Wir dürfen noch Zimmer anbauen und haben schon angefangen, Geld zu sparen. Wenn wir genug zusammenhaben, vergößern wir unsere Wohnung und dann könnt ihr alle zu uns kommen.

Jossi hat eine Privatlehrerin für Hebräisch, und wenn er ein bisschen sprechen kann, wird er zur Schule gehen. Ich lerne auch Hebräisch und mache gute Fortschritte. Wie geht es dir mit der Schule? Ich bin sicher, dass du ein guter Schüler sein wirst. Jakob arbeitet als Arzt bei der Krankenkasse, und ich habe angefangen, mit der Behandlung mit Kräutern Geld zu verdienen wie in Kasachstan, und ich habe auch wieder damit begonnen, für Leute die Karten zu befragen.

Ich werde dich bald besuchen,
Mama

Unten auf der Karte waren viele gemalte Kussmünder.

Am Abend fragte ich Ofra, was das heißen solle: *Wenn ihr wollt, ist es kein Märchen*. Ofra erklärte es mir.

Eines Abends nahm ich meine Mundharmonika und spielte für Ofra, Salman und Schaj ein russisches Lied. Sie strauten sehr.

»Weiter«, bat Schaj begeistert.

»Weißt du, dass wir in der Schule einen Musiklehrer haben?«, fragte Salman.

Nein, das wusste ich nicht.

»Du kannst es gar nicht wissen«, sagte Ofra. »Weil er erst diese Woche angekommen ist. Er heißt Zwi. Vielleicht nimmst du deine Mundharmonika mit in die Schule und zeigst sie ihm?«

»Du bist musikalisch begabt«, sagte Salman.

Tatsächlich erschienen der Musiklehrer in unserer Klasse. Er hatte eine Handharmonika, eine Art kleines Akkordeon. Dieser Lehrer gefiel mir von der ersten Stunde an, und nach einigen Tagen brachte ich meine Mundharmonika mit, als wir bei ihm Unterricht hatten, und legte sie vor mir auf den Tisch.

»Was ist das?«, fragte Judith.

»Eine Mundharmonika«, sagte ich leise.

»Kannst du darauf spielen?«, flüsterte sie.

»Klar«, flüsterte ich etwas zu laut.

»Was habt ihr da zu besprechen, ich möchte es auch hören«, sagte Zwi.

»Ofra, meine Pflegemutter, hat gesagt, ich soll dir meine Mundharmonika zeigen.«

»Kannst du darauf spielen?«

»Ja.«

»Gut, spiel uns was vor!«

Nun stand ich endlich einmal im Mittelpunkt. Ich über-raschte Zwi und meine Klassenkameraden. Schon nach dem ersten Lied schauten mich alle mit großer Achtung an. Und dann hob Zwi seine Handharmonika.

»Eli, noch einmal!« Er spielte mit mir zusammen.

Das Mundharmonikaspielen machte aus mir nicht direkt »einen von uns«, aber in dieser Stunde gewann ich, zumindest für kurze Zeit, die Herzen der anderen. Und noch etwas geschah. Als ich mich wieder setzte, berührte ich unabsichtlich mit meiner Schulter Judiths Schulter. Es war mir angenehm, ich rückte nicht zur Seite. Auch sie bewegte sich nicht. Bis zum Ende der Stunde blieben wir so sitzen. Von da an lehnten wir uns manchmal leicht aneinander, taten aber immer, als wäre es nicht beabsichtigt.

Dann fingen wir an, zusammen unsere Hausaufgaben zu machen. Manchmal blieben wir in der Pause im Klassenzimmer. Oder wir blieben nach dem Unterricht noch in der Schule, bis wir vertrieben wurden, weil es Zeit zum Essen war. Vor Prüfungen saßen wir im Klubraum der Kinder und lernten zusammen. Ich half Judith erfolgreich in Mathematik, und sie versuchte vergeblich, mir hebräische Grammatik beizubringen. Mir war bald klar, dass es schade um ihre Zeit war. Nie würde ich dieses komplizierte Fach verstehen. Aber in Englisch war ich dank ihrer Hilfe erfolgreich. Vielleicht auch dank ihrer Mutter: Sie nannte Judith Judy. Judith war in Amerika geboren. Erst nach ihrer Geburt waren ihre Eltern nach Erez Israel eingewandert.

Einmal fuhren ihre Eltern für zwei Tage weg, und sie lud mich ein, bei ihr zu Hause Aufgaben zu machen.

»Michal, meine große Schwester, ist zu Hause, aber sie wird uns nicht stören.«

Ich nahm die Einladung mit Freude an. Die Wohnung sah der von Ofra und Salman ähnlich, aber es gab richtige Möbel.

Es dauerte nicht lange, da wurden wir von Michal gestört. Eigentlich wollte sie mich nur nach dem Krieg ausfragen. Ich legte meinen Stift hin und fing an, von Kasachstan zu erzählen. Als ich mit meiner begeisterten Schilderung fertig war, sah ich, dass Michal skeptisch die Augenbrauen hob.

Sie fragte: »Hast du nicht ein bisschen was erfunden?«

»Glaubst du mir etwa nicht?«

»Ich glaube ihm!«, sagte Judith böse.

Ich war beleidigt und wollte gehen.

»Nein, geh nicht!«, sagte Michal. »Es tut mir leid. Du musst verstehen, dass wir hier ein ganz anderes Leben geführt haben, und es fällt uns schwer, uns solche Dinge vorzustellen.«

»Sag nicht ›wir‹«, sagte Judith, noch immer wütend. Ich tat, als wollte ich trotzdem gehen, aber als Michal mich noch einmal bat, zu bleiben und weiterzuerzählen, blieb ich noch ein bisschen. Wir verzichteten auf die Hausaufgaben.

Ehrlich gesagt, vor lauter Begeisterung übertrieb ich bei meinen Geschichten wirklich manchmal ein bisschen. Zum Beispiel erzählte ich, ich wäre auf einer Kuh galoppiert. Ich betonte zwar, sie sei anders gewesen als die Kühe, die im Klub im Kuhstall standen, eher eine Kuh, die man vor einen Wagen oder einen Pflug spannte, um das Feld zu pflügen. In Wirklichkeit war ich aber nie auf einer Kuh galoppiert. Ich hätte mich mit der Geschichte, dass ich auf einem Pferd geritten war, zufriedengeben können.

Siebzehntes Kapitel

Jemand rief von draußen: »Eli!«

Ich hatte mich gerade nach dem Duschen angezogen und wollte hinausgehen. Ich machte die Tür auf und sah eine Dame neben Menachem aus dem Sekretariat näher kommen. Menachem schrie wieder: »Eli!«

»Ja!«, rief ich zurück.

Und dann sah er mich und rief: »Du hast Besuch!«

Er drehte sich um und die Dame rannte auf mich zu. Sie winkte mit ihrer Handtasche und rief: »Eljuschal! Eljuschal!«

Es war die Stimme meiner Mutter und plötzlich erkannte ich sie. Trotzdem traute ich meinen Augen nicht. Mutter trug ein geblümtes Kleid, ein helles Jackett und rote, hochhackige Schuhe. Ich verstand nicht, wie sie mit solchen Sachen überhaupt rennen konnte, ohne hinzufallen. Ihre Lippen waren rot geschminkt. Wir umarmten und küssten uns.

»Deine Haare sind nass«, sagte sie. »Hier wohnst du?«

»Ja«, sagte ich und deutete auf die Tür zu unserer Wohnung.

Mutter hakte sich bei mir unter. Ich machte die Tür auf.

»Die Tür ist nicht abgeschlossen?«

»Nein, im Kibbuz schließt man die Türen nicht ab.«

Ich trat ein. Mutter zog ihr Jackett aus, hängte es über einen Stuhl und setzte sich. Sie schaute sich um. Dann wandte sie sich wieder mir zu, nahm ein Taschentuch heraus und wuschte mir über die Wangen.

»Was wischst du an mir herum?«

»Ich wische die Spuren von meinem Lippenstift weg. Sonst denkt man noch, du hättest ein Mädchen geküsst.«

Mutter lächelte. Ich setzte mich ihr gegenüber auf mein Bett.

»Endlich bist du gekommen«, sagte ich mit einem leichten Tadel in der Stimme und musterte sie. »Aber Mama, du bist angezogen wie ...«

»Ist das nicht in Ordnung? Nicht schön? Schau nur die roten Schuhe, die ich dir zu Ehren angezogen habe.«

»Mama, aber wir sind hier in einem Kibbuz.«

»Na und? Willst du, dass ich mich als Kibbuznik verkleide? Hör auf, Eljuschal, ich ziehe mich an wie jede Dame in Tel Aviv.«

»Bist du eine Dame?«

»Natürlich bin ich eine Dame. Ich bin die Ehefrau von Dr. Bloch und seine Patienten nennen mich Frau Doktor. Die Frau Doktor *fun der dach*.«

»Was heißt das, *fun der dach*?«

»Das ist Jiddisch und heißt: Die Frau Doktor vom Dach. Findest du das nicht lustig?«

»Nun, ich kann kein Jiddisch.«

»Ich bin sehr stolz auf diesen Titel.« Wieder schaute sich Mutter im Zimmer um. »Ich verstehe nicht ganz, was du in dieser Wohnung machst.«

»Hier wohnen meine Gasteltern und ich lebe bei ihnen.«

»Warum wohnst du nicht im Kinderhaus?«

»In diesem Kibbuz ist das anders geregelt.«

»Inwiefern anders?«

»Wenn die Kinder in die Schule kommen, verlassen sie das Kinderhaus und ziehen zu ihren Eltern. Es gibt im ganzen

Land nur zwei solche Kibbuzim, und Tel Haschloscha ist einer davon.«

»Wer schläft in diesen beiden Betten?«

»Hier schlafe ich und im zweiten Bett Schaj, der Sohn meiner Gasteltern. Er ist dreizehn.«

Mutter seufzte: »Es hat ewig gedauert, bis ich mit den Autobussen hier angekommen bin. Gib mir ein bisschen Wasser.«

Ich gab ihr ein Glas. Sie deutete auf die geschlossene Tür.

»Was ist dort?«

»Ihr Schlafzimmer.«

Ich bot ihr lieber nicht an, einen Blick hineinzuwerfen, wegen Stalin. »Mutter, warum habt ihr Jossele damals den Namen Josef gegeben?«

»Warum fragst du das?«

»Es fällt mir gerade ein. Ich mag den Namen nicht.«

»Es ist ein schöner biblischer Name.«

»Aber auch Stalin ...«

Mutter fing an zu lachen. »Was fällt dir ein? Nein, wir haben ihn nicht nach Stalin genannt, sondern nach dem Urgroßvater deines Vaters.«

Wieder suchte Mutter in ihrer Tasche. »Wo ist die Toilette?«, fragte sie.

»Komm, ich zeig's dir. Man muss hinaus.«

»Eine Toilette außerhalb? Sag bloß nicht, es ist hier wie in Kasachstan ...«

»Nein, Mama.« Ich lachte. »Aber dasselbe habe ich auch gedacht, als ich das erste Mal nach dem Klo gefragt habe.«

Wir gingen hinaus. Mutter sagte: »Gut, dass es hier im Winter keinen Schnee gibt wie im Dorf. Wer sind deine Gasteltern?«

»Ein älteres Paar, Ofra und Salman.«

»Du meinst, alte Leute?«

»Nein, Mama, ein bisschen älter als du. Ihr ältester Sohn ist siebzehn.«

Ich saß auf der Bank, die Salman gebaut hatte. »In Eigeninitiative.«

Wir kehrten in die Wohnung zurück und Mutter fragte:

»Als ich dich mit dem Herrn aus dem Sekretariat gesucht habe, habe ich den Kibbuz gesehen. Er ist sehr schön.«

»Er ist kein ›Herr‹, Mama. Hier muss man ›Chawer‹ sagen, das heißt Freund. Oder Genosse.«

»Wie in Russland?«

»Nein. Einfach start ›Herr. Und es ist Ofra zu verdanken, dass der Kibbuz so schön ist, meiner Gastmutter. Sie ist für die Gartenanlagen verantwortlich.«

»Ich muss sie unbedingt treffen und ihr ein paar lobende Worte sagen.«

»Sie kommt bestimmt bald«, sagte ich.

Wir setzten uns wieder. Mutter auf den Stuhl, ich aufs Bett.

»Du warst so überrascht, als du mich gesehen hast. Hast du meinen Brief nicht bekommen?«

»Nein, nur einmal eine Karte, mit Theodor Herzl drauf, und das ist schon eine ganze Weile her.«

»Was du nicht sagst! Ich habe dir viele Karten geschickt und auf einer hat Jossele dir auf Hebräisch geschrieben. Seltsam. Auch die Mädchen haben nur drei von den vielen Karten bekommen, die ich ihnen geschickt habe. Aber immerhin drei, nicht nur eine.«

»Warst du bei ihnen?«

»Ja, schon zweimal. Ihr Kibbuz ist viel näher bei Tel Aviv.«
Bei unserem Gespräch ließ Mutter mich nicht aus den Au-

gen. Plötzlich sagte sie: »Wie stolz wäre Papa auf dich gewesen. Ich bin so froh, dass ich dich endlich wiedersehe, Eljuschka. Komm noch mal in meinen Arm.«

Mutters Umarmung erfüllte mich mit Wärme, Liebe und Sehnsucht.

»Ich hoffe, dass du bald bei uns wohnen kannst, wenn unsere Wohnung groß genug ist. Ich habe die Mädchen gefragt und sie haben gesagt: ›Wieso denn? Erst wenn wir mit der Schule fertig sind.‹ Sie sind wirklich glücklich im Kibbuz. In ihrem Zimmer treiben sich die ganze Zeit haufenweise Freundinnen und Freunde herum. Das ist so in dem Alter. Übrigens, ich habe dir Geld für den Autobus mitgebracht, damit du uns an den Wochenenden besuchen kannst. Deine Gasteltern werden dich doch bestimmt fahren lassen. Und ich warte dann am Busbahnhof in Tel Aviv auf dich.«

»Ich werde sie um Erlaubnis fragen«, sagte ich.

»Muss man um Erlaubnis fragen?«

»Ich weiß, dass externe Schüler einmal im Monat nach Hause fahren dürfen.«

»Gibt es viele Externe?«

»Nein. In meiner Klasse gibt es nur einen Jungen, Boas.«

Mutter machte ihr Portemonnaie auf. »Versteck das Geld an einem sicheren Ort, oder vielleicht ist es noch besser, wenn du es deinen Gasteltern gibst, damit sie es für dich aufheben. Wirst du kommen?«

»Ja, Mama.«

Mir fiel auf, dass sie mich jedes Mal, wenn ich »Mama« sagte, liebevoll anschaute.

»Weißt du, im Kibbuz gibt es Kinder, die nennen ihre Eltern beim Vornamen.«

»Warum?«

»Keine Ahnung.«

Plötzlich fielen mir meine Briefmarken ein.

»Ich habe hier etwas, was vielleicht Geld wert ist. Briefmarken. Im Kibbuz macht man sich nichts daraus. Ich habe sie meinen Klassenkameraden gezeigt, auch Ofra und Saliman, und niemand hat sich für sie interessiert außer Saliman. Willst du sie mitnehmen und dich in einem Geschäft in Tel Aviv erkundigen? Und wenn jemand sie kauft, dann gib mir das Geld für ein Fahrrad.«

»Ich kann es dir jetzt geben, Eljuschka.«

»Nein, nur wenn du die Briefmarken verkaufst.«

Von draußen waren Schritte zu hören.

»Das ist Ofra«, sagte ich und machte die Tür auf. »Ofra, meine Mutter ist hier.«

»Deine Mutter?«

Ofra war überrascht, sie freute sich. Sie trat ein und Mutter erhob sich. Ich fragte mich, was jetzt passieren würde. Ofra war verschwitzt und schmutzig von der Arbeit. Es war seltsam, die beiden Frauen zu beobachten. Sie blieben voneinander stehen und musterten sich gegenseitig von Kopf bis Fuß. Ofra war groß, braun gebrannt, in kurzen Hosen, mit kräftigen Beinen und nackten Armen und ihr dünnes, ärmelloses Hemd spannte sich über der Brust. In der Hand trug sie den Strohhut, den sie gerade abgenommen hatte. Mutter sah klein aus gegen Ofra, obwohl sie nicht wirklich kleiner als sie war, nur dünner.

»Po ruski?«

Ofra nickte und dann unterhielten sie sich auf Russisch.

»Sehr angenehm«, sagten beide.

Mutter streckte die Hand aus, die Ofra nach einem kurzen Zögern nahm.

»Ich lade dich ein, mit uns im Speisesaal zu essen«, sagte sie.

»Vielen Dank, gern. Aber ich muss gleich sagen, dass es diesmal nur ein kurzer Besuch ist, sonst schaffe ich es nicht mehr nach Hause. Und ich muss noch heute zurück.«

»Eljuschä, du kannst mit uns kommen«, sagte Ofra, obwohl sie wusste, dass ich schon im Speisesaal der Kinder gegessen hatte.

Unterewegs sagte Ofra zu Mutter, was für einen reizenden Sohn sie habe.

»Ja, ich weiß. Aber ich habe ihn lange nicht gesehen. Ich freue mich, dass man im Kibbuz so gut für ihn sorgt. Und euch bin ich besonders dankbar.«

»Danke«, sagte Ofra.

»Glaubst du wirklich an ein solches gemeinschaftliches Leben?«

Ich war überrascht über Mutters unerwartete Frage. Auch Ofra war überrascht.

»Natürlich«, sagte sie mit einem leicht distanziernten Ton in der Stimme. »Ich lebe schon vierundzwanzig Jahre hier. Ich gehöre zu den ältesten Mitgliedern. Aber ich muss zugeben, dass es anfangs schwer war.«

Mutter spürte offenbar, dass Ofra gekränkt war. Sie sagte: »Von Eljuschä weiß ich, dass es dir zu verdanken ist, dass der Kibbuz wie ein blühender Garten aussieht.«

»Danke«, sagte Ofra und kam wieder auf das vorige Thema zurück. »Ich glaube an die sozialistische Gleichberechtigung, an das Kibbuzleben, und ich denke, dass der Sozialismus, wenn es so weit ist, den Charakter des zukünftigen jüdischen Staats bestimmen wird. Weißt du etwas über den Kommunismus? Du warst doch in Russland.«

»Wir waren in Kasachstan«, sagte Mutter. »Hat Eljuschä dir davon erzählt?«

»Ja, aber nicht viel.«

»Mein Mann, der Vater meiner Kinder, war ein treuer Kommunist«, sagte Mutter. »Aber nachdem man ihn umgebracht hat, beschloss ich, jene perfekte Welt zu verlassen und nach Erez Israel zu gehen.«

»Jene perfekte Welt?«, fragte Ofra irritiert.

Und Mutter antwortete: »Ich schlage vor, dass wir nicht über diese Dinge sprechen. Ich merke, dass wir sehr verschiedene Ansichten haben.«

Ofra schwieg.

Als wir den Speisesaal betraten, war er fast leer, weil es schon spät war. Die wenigen Chawerim und Chawerot, die noch beim Essen waren, schauten uns lange an. Mutter hatte bereits eingesehen, dass sie mit ihrer Tel Aviver Mode hier keinen Staat machte. Sie erwiderte die Blicke und sagte plötzlich: »Schalom.«

Nach einigen Sekunden antwortete jemand: »Schalom«, dann aßen sie weiter. Einige, die etwas weiter weg saßen, vor allem Frauen, sahen amüsiert aus und fingen an zu flüstern. Wir setzten uns an einen freien Tisch, Ofra nahm einen Teller und fing an, Tomaten und Gurken zu schneiden. Sie sagte zu Mutter: »So bereiten wir uns Salat.«

Mutter betrachtete die Sachen, die auf dem Tisch standen, und fing an, sich ebenfalls Salat zu schneiden.

»Eljuschä, willst du auch welchen?«, fragte sie.

»Nein, ich habe schon gegessen.«

Die Diensthabende kam und stellte zwei Teller mit Fleisch und Soße auf den Tisch.

»Danke«, sagte Mutter.

Die Diensthabende wandte sich an mich. »Willst du auch was?«

»Nein«, sagte ich, »aber wenn es Nachtisch gibt ...«

Sie lachte. »Es gibt Kompott. Ich werde euch drei Portionen bringen.«

Mutter aß mit Appetit. Sie probierte alles. »Ein ausgezeichnetes Essen«, sagte sie.

Dann kam das Kompott, auf das ich gewartet hatte.

Als wir den Speisesaal verlassen hatten, verabschiedete Ofra sich von Mutter, die inzwischen verstanden hatte, dass man sich hier nicht die Hand gab.

Ich zeigte Mutter die Kinderhäuser. Sie durfte das Babyhaus besuchen und war ganz begeistert von den Kleinen. Sie hätte so gerne ein Kind auf den Arm genommen. Eine Mutter, die gerade fertig war mit Stillen, legte Mutter eine Windel über die Schulter und gab ihr ihr Baby. Mutter war richtig glücklich.

»Es wird noch lange dauern, bis einer von euch mich zur Großmutter macht«, sagte sie, als wir hinausgingen.

Ofra hatte im Speisesaal auf dem Fahrplan nachgeschaut, deshalb wussten wir, wann Mutters Bus kommen würde. Als es so weit war, brachte ich sie zur Haltestelle.

»Wann besuchst du mich wieder?«, fragte ich.

»In einem Monat.«

Boas aus meiner Klasse und der Musiklehrer gingen an uns vorbei.

Zwi sagte »Schalom«.

»Zwi«, sagte ich, »das ist meine Mutter.«

»Angenehm«, sagte er. »Du hast einen sehr musikalischen Sohn.«

»Danke, ich glaube, das hat er von mir geerbt.«

Als wir an der Haltestelle ankamen, wartete dort niemand, deshalb konnte ich Mutter umarmen und küssen, ohne mich genieren zu müssen.

Am nächsten Morgen, als ich in die Klasse kam, spielte Boas den anderen gerade etwas vor. Er malte sich die Lippen rot an und machte meine Mutter nach, wie sie mit ihren hohen Absätzen herumstolzierte. Alle bogen sich vor Lachen. Boas hörte auch nicht auf, als er mich sah, er übertrieb seine Bewegungen nur noch. Ich stürzte mich auf ihn, aber genau in diesem Moment kam Zwi herein und trennte uns.

»Was ist passiert?«

Boas und ich schwiegen. Judith berichtete, was vorgefallen war. Zwi hörte aufmerksam zu und sagte dann: »Eli, ich habe dich gestern mit deiner Mutter gesehen. Ich glaube, Boas auch. Ich möchte dir sagen, deine Mutter ist eine schöne Frau und elegant gekleidet. Im Kibbuz ist man nicht daran gewöhnt, aber so kleiden sich Frauen in der großen Welt.«

Er betrachtete uns prüfend, um zu sehen, ob wir von der »großen Welt« beeindruckt waren, dann fügte er hinzu: »Sie hat auch sehr schöne Beine.«

Als ich von der Schule nach Hause kam, erzählte ich Salman, was Boas getan hatte, und auch von den Blicken der Leute im Speisesaal.

»Salman, warum küssen sich die Leute im Kibbuz nicht und umarmen sich nicht, wenn sie sich treffen oder wenn sie sich verabschieden? Warum küssen sie ihre Kinder nicht?«

»Geh ins Babyhaus, dort wird doch viel geküsst und umarmt.«

»Ich hab's gesehen. Ich meine ja auch keine Babys. Zum Beispiel habe ich nie gesehen, dass ihr Schaj umarmt.«

»Er ist schon groß.«

»Und gestern hat meine Mutter ›Schalom‹ gesagt, als wir den Speisesaal betreten haben ...«

»Und was ist passiert? Ist die Decke heruntergefallen?«

»Nein, aber nur ein einziger Mann hat ihr geantwortet. Nicht sofort, es hat einen Moment gedauert. Und noch etwas. Als ich im großen Speisesaal gegessen habe, ist mir aufgefallen, dass verheiratete Paare nicht zusammen an einem Tisch sitzen. Auch du und Ofra nicht. Was ist, schämt ihr euch, verheiratet zu sein?«

»Das ist bei uns einfach nicht üblich.«

»Trotzdem, vielleicht kannst du es mir erklären?«

Salman dachte einen Moment nach, dann beschloss er, mir ernsthaft zu antworten. »Eljuschä«, sagte er, »wir leben im Kibuz Tag für Tag in so großer Nähe, dass wir uns alle bemühen, auf ein bisschen Privatsphäre in unserem engen Zusammenleben zu achten. Verstehst du das?«

Ich war nicht sicher, ob ich ihn verstanden hatte.

Am Morgen, bevor Salman von der Bäckerei zurückkam, stellte ich Ofra die gleiche Frage. Schaj blieb an der Tür stehen und schaute mich erstraunt an. Ofra warf ihm einen Blick zu, dann wandte sie sich an mich.

»Du musst verstehen«, sagte sie, »wir sind in ein ödes Land gekommen, mit Sümpfen und Wüstengebieten. Wenn wir wirklich ein eigenes Land aufbauen wollen, müssen wir eine Generation starker Menschen erziehen. Da gibt es keinen Platz für Verweichlichung und Verwöhnen. Was denkst du, Schaj?«

»Ich denke nicht«, sagte er.

Beide lachten. Ich verließ das Haus und ging zur Schule.

Achtzehntes Kapitel

Ich liebte die Arbeit mit den Tieren in der Kinderfarm. Meine Aufgabe bestand darin, jeden Nachmittag die Tiere zu füttern. Der Erwachsene, der für die ganze Kinderfarm zuständig war, fütterte die Tiere am Morgen.

Während der Chanukkaferien*, die eine Woche dauerten, mussten wir an drei Tagen vier Stunden arbeiten. Judith wollte an meiner Stelle auf der Kinderfarm arbeiten und natürlich gab ich nach. Ofra schlug mir vor, mit ihr im Garten zu arbeiten. Ich freute mich sehr. In diesen drei Tagen wurde ich von Ofras Liebe zu Blumen und Bäumen angestreckt. Wir gruben die Erde um, wir pflanzten, wir beschnitten Sträucher, wir jäteten Unkraut, obwohl wir, was das Unkraut betraf, das man aus irgendeinem Grund Wildkraut nannte, nicht einer Meinung waren. Ich fragte sie, warum diese Pflanzen keine Existenzberechtigung hatten.

»Wenn schon nicht in den Beeten«, sagte ich, »dann doch wenigstens da und dort als Verzierung. Warum sind sie schlechter als die anderen Pflanzen? Warum haben sie nicht das Recht, zu leben?«

Ofra lachte. »Sie sind keine Menschen, Eljuschä.«

Am Freitag der Ferienwoche bekam ich die Erlaubnis, zu Mutter zu fahren. Ich erinnere mich an meine abenteuerliche Busfahrt nach Tel Aviv. Den Bus besteigen, beim Fahrer eine Karte kaufen, Wechselgeld zurückbekommen. Es war das erste Mal, dass ich allein in die große Welt fuhr, die ihre eigenen

Regeln und Gesetze hatte. Erst war ich ein bisschen durcheinander, fragte beim Umsteigen wieder und wieder nach der Nummer des Autobusses und wo die Haltestelle war. Trotzdem hatte ich immer Angst, in den falschen zu steigen.

Doch dann genoss ich es, bei Mutter und Jakob zu sein, und vor allem freute ich mich über Jossese. Die Wohnung war wirklich klein und wir schliefen alle zusammen, wie früher, nur dass das Bett damals viel größer gewesen war. Endlich sah ich auch meine Schwestern wieder. Sie hatten ebenfalls Ferien und kamen an diesem Wochenende nach Tel Aviv. Sie hatten sich verändert, sie sahen nicht mehr wie Kinder aus. Sie hatten Ansätze von Briten bekommen und waren fast genauso groß wie Mutter. Sie hatten zuvor schon ein paarmal hier geschlafen, im Sommer auf Matratzen auf der Terrasse und Mutter hatte ihnen Netze gegen Moskitos gekauft. Doch nun war es zu kalt, um draußen zu schlafen. Ihre Matratzen lagen neben uns auf dem Boden.

Der nächste Tag war ein schöner Wintertag. Mutter zeigte mir die Stadt. Das Meer. Obwohl wir Dezember hatten, waren einige Leute im Wasser. Andere wanderten den Strand entlang. Wir setzten uns ins *Café Wittmann* in der Allenbystraße und bestellten einen großen Eisbecher mit Früchten und einem Strohhalm. Wir waren nicht die Einzigen. Noch andere Leute mochten Eis im Winter. Ich betrachtete die Menschen, die an uns vorbeingingen, und entdeckte sofort die Kibbuznikim. Trotz des Winters trugen sie kurze Hosen und Sandalen, wie Schimon, Ofras und Salmans Sohn, und ich sah sogar einen, der barfuß war. Die Kibbuznikim sahen sehr aufrecht und stolz aus, als seien sie zwischen all diesen Städtern die wahren Bewohner von Erez Israel.

Die Fahrt zurück war dann schon viel einfacher.

Mutters zweiter Besuch rückte näher. Ich konnte mich nicht ganz von dem Eindruck befreien, den ihr erster hinterlassen hatte, auch nicht von Boas' Auftritt und den Blicken, die uns im Speisesaal getroffen hatten. Ich hatte auch nicht vergessen, wie Mutter mir auf ihren hohen Absätzen entgegengerannt war, wie sie mit ihrer Tasche gewinkt und laut und mit starkem Akzent meinen Namen gerufen hatte, den ich doch gerade erst losgeworden war. Deshalb beschloss ich, sie an der Bushaltestelle abzuholen.

Geduldig saß ich auf der Bank und wartete.

Endlich kam der Bus, Mutter stieg aus und sie freute sich sehr.

»Eljusch, wie schön, dass du mich abholst. Und schau, wie bescheiden ich mich für dich angezogen habe.«

Wir umarmten und küssten uns.

»Mama, ich möchte mit dir sprechen«, sagte ich.

Sie wurde ernst und setzte sich neben mich auf die Bank. Dann schüttete ich ihr mein Herz aus. »Mama«, sagte ich, »ich möchte, dass wir uns hier treffen, an der Bushaltestelle. Wir können ja spazieren gehen. Bitte versteh das. Die anderen Kinder ziehen mich auf und sagen, was für eine Diaspora-Mutter* ich habe. Und sie schreien mir ›Eljusch‹ nach, mit deinem Akzent.«

Mutter schwieg eine Weile, dann sagte sie zornig: »Ist das die Erziehung, die ich dir gegeben habe? Kannst du nicht zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem unterscheiden? Du verstehst nicht, dass du dich nur deshalb schämst, weil du wie alle anderen hier sein willst, ein Kind des Kibbuz, aber du bist kein Kibbuznik, du bist nicht hier geboren. Du hast eine Mutter in Tel Aviv. Hast du vergessen, wie Leute außerhalb dieses kleinen Orts hier sich anziehen, wie sie sich benehmen

und wie sie sprechen? Du warst doch schon in der ganzen Welt, Eljuschä, was ist los mit dir?»

»Du verstehst mich nicht ...«

»Doch, ich verstehe dich sehr gut. Es ist schwer in einer so kleinen und geschlossenen Gesellschaft wie im Kibbuz ein Außenseiter zu sein. Aber du bist mein Sohn, nicht ihrer. Du hast schwerere Situationen durchgestanden als diese. Du musst über alles nachdenken. Wenn du nicht willst, dass ich dich besuche, dann werde ich es nicht tun.«

»Nein, Mama, das habe ich nicht gemeint. Komm, wir gehen nach Hause.«

Schweigend liefen wir nebeneinanderher. Auf dem Weg zum Speisesaal trafen wir Ofra. Sie freute sich, Mutter zu sehen. Nach einem Blick auf unsere Gesichter fragte sie: »Ist etwas passiert?«

»Nein, nein«, antwortete Mutter schnell. »Wir haben über die Vergangenheit gesprochen.«

Ich sah Ofra an, dass sie das nicht glaubte.

»Ich bin auf dem Weg zum Speisesaal. Begleitet ihr mich?«

»Nein, danke«, sagte Mutter. »Ich habe keinen Hunger.«

Auch jetzt glaubte Ofra ihr nicht, aber sie fragte nicht weiter.

»Komm«, sagte ich zu Mutter, »ich will dir die Schule zeigen.«

Die Schule war fast leer. Ich führte Mutter in mein Klassenzimmer, zeigte ihr, wo ich saß, und erzählte ihr von Judith, meiner Banknachbarin. Dann ging ich mit ihr in die Bibliothek, und sie betrachtete die Bücher, die in den Regalen standen. Als wir das Schulhaus verließen, schlug ich vor, ihr Orangen- und Zitronenbäume zu zeigen, denn unsere Schule hatte auch einen kleinen Orangenhain.

Mutters Stimmung besserte sich ein wenig. Sie berührte eine Zitrone.

»Du kannst welche mitnehmen nach Hause«, sagte ich.

»Ach, lieber nicht«, antwortete sie.

»Das macht nichts, es sieht ja keiner.«

Den ganzen Monat lang lief ich bedrückt herum. Wie gern hätte ich jetzt mit Irina gesprochen, sie fehlte mir. Ich wusste genau, was sie gesagt hätte, aber es ist anders, wenn jemand, dessen Ansichten man schätzt, direkt mit einem spricht, als wenn man sich in Gedanken mit ihm unterhält. Ich wusste nicht, mit wem ich sprechen konnte. Bestimmt nicht mit Ofra oder Salman. Vielleicht mit Zwi? Ich beschloss, mich an Judith zu wenden.

Ich ging zur Wohnung ihrer Eltern. Zögernd klopfte ich an ihre Tür.

»Herein«, hörte ich ihren Vater sagen.

»Ist Judith zu Hause? Ich bin's, Eli.«

»Sie ist da«, rief Judiths Mutter. »Komm rein!«

Ich blieb vor der Tür stehen. Judith kam und machte mir auf.

»Ich bekomme die Grammatik nicht hin«, sagte ich laut, damit ihre Eltern es hörten. »Vielleicht kommst du mit und hilfst mir?«

»Ihr könnt hier lernen«, sagte ihr Vater.

Ich schüttelte den Kopf. Judith verstand.

Sie drehte sich um und sagte: »Wir gehen lieber zum Klubraum der Kinder.«

Dort saßen schon einige Kinder und spielten laut lachend und johlend *Monopoly*. Wir setzten uns draußen auf die Bank.

»Bald werden sie uns noch ›Braut und Bräutigam‹ nennen«, sagte ich.

»Das tun sie sowieso schon«, antwortete Judith. »Aber das kann dir doch egal sein. Sind wir etwa keine Freunde?«

Ich gab ihr die Hand. »Doch«, sagte ich leise. »Ich habe ein Problem.« Und dann erzählte ich ihr die ganze Geschichte.

Eine Weile lang sagte sie kein Wort. Schließlich begann sie zu sprechen: »Weißt du noch, wie du mir von eurer Zeit in Kasachstan erzählt hast? Denk daran, was deine Mutter alles getan hat, um euch zu schützen. Denk daran. Dann wirst du vielleicht verstehen, dass du auf den Kibbuz pfeifen kannst.«

»Das war früher. Jetzt ist jetzt.«

Plötzlich sagte sie: »Was hätte dein Vater zu deinem Verhalten gesagt?«

Dieser Satz traf mich wie ein Blitz. Ich wusste genau, was er gesagt hätte.

Als Mutter wieder zu Besuch kam, erwartete ich sie vor Ofras und Salmans Haus. Ich umarmte und küsste sie. Wir gingen hinein. Salman war zu Hause. Er hatte Mutter noch nicht getroffen. Er hörte uns und kam aus dem Schlafzimmer. Sie gaben sich die Hand. Salman hatte die Tür nicht ganz zugemacht und Mutter sah das Bild Stalins. Sie erschrak nicht, wie ich erschrocken war, als ich es zum ersten Mal gesehen hatte. Ich glaube, sie wusste bereits, dass es hier im Land Kommunisten gab, besonders in den Kibbuzim.

»Ich sehe, dass ihr Stalin schätzt«, sagte sie.

»Nein«, sagte Salman. »Ich nicht. Ofra ist nicht bereit, ohne ihn hier zu wohnen.«

Salman lächelte, Mutter lächelte verständnisvoll zurück.

»Ich gehe essen«, sagte Salman. »Ich lasse euch ein biss-

chen allein. Ofra wird bald kommen und mit euch zum Speisesaal gehen.«

»Nein«, sagte ich, »wir gehen mit dir.«

Mutter schaute mich an und nickte. Ohne Worte war alles klar. Sie zog ihren Mantel an und wir gingen hinaus.

Niemand achtete darauf, als wir den Speisesaal betraten. Mutter mochte das Essen im Kibbuz wirklich sehr. Diesmal aß auch ich ein bisschen. Als wir fertig waren, verabschiedeten wir uns draußen von Salman. Er gab Mutter die Hand. Es war ein sehr schöner Tag, und ich bot Mutter an, ihr den Kibbuz zu zeigen. Plötzlich erinnerte ich mich daran, wie Ofra mich nach meiner Ankunft herumgeführt hatte. Ich ging mit Mutter zum Kuhstall. Die Kühe wurden gerade gemolken. Dann gingen wir auch zum Hühnerstall. Ein großer Hahn stürzte sich auf uns und wir flohen laut lachend. Mutter legte mir den Arm um die Schulter und ich drückte mich an sie.

Sie blieb stehen. »Fast hätte ich es vergessen.«

Sie öffnete ihre Tasche, zog einen Umschlag heraus und sagte: »Jakob hat deine Briefmarken verkauft. Sie waren ziemlich viel wert. Wann immer du Geld brauchst, werden wir dir etwas von unserem geben, dein Geld werden wir für dich aufheben. Wir haben es auf deinen Namen bei der Bank eingezahlt. Eines Tages wirst du vielleicht etwas Besonderes damit anfangen wollen. Ein Fahrrad werden wir von deinem Geld kaufen, wie du es gewünscht hast.«

Und hier im Kibbuz haben alle meine Briefmarken verachtet, dachte ich. Wie dumm sie sind.

Wir gingen weiter und trafen Ofra an einem Beet. Sie sagte: »Schalom, Esther. Ich habe euch gesucht. Ich möchte dir eine Pflanze schenken.«

Sie hob einen Blumentopf hoch, der neben dem Beet stand. Mutter nahm ihn voller Bewunderung entgegen.

»Ich habe euch von Weitem gesehen«, sagte Ofra. »Ein Liebespaar.«

Mutter lächelte.

Ich wusste nicht, ob Ofra sich über uns lustig machte oder nicht.

Wir gingen zur Bushaltestelle. Unterwegs sagte Mutter:

»Eljusch, ich möchte dir etwas sagen. In Zukunft möchte ich lieber, dass du zu uns kommst. Es fällt mir sehr schwer, so lange zu fahren, nur um dich kurz zu sehen.«

»Meinst du das ernst, oder ist es, weil ...«

»Nein, das ist vorbei. Ich würdige es sehr, wie du das Problem löst hast. Du bist wirklich ein kluger Junge.« Sie umarmte und küsste mich. Als wir an der Haltestelle saßen, dachte ich darüber nach, was sie gesagt hatte.

»Du hast recht«, sagte ich. »Ich werde zu euch kommen.«

Ein paar Kibbuznikim kamen zur Haltestelle und setzten sich neben uns. Sie musterten Mutter.

»Schalom«, sagte sie. »Ich bin die Mutter von Eljusch.«

Neunzehntes Kapitel

Die großen Ferien kamen. Ich arbeitete einen Monat lang auf der Schulfarm, den zweiten Monat hatte ich frei und fuhr oft nach Tel Aviv.

Eines Tages erinnerte ich Ofra an ein Versprechen, das sie mir gegeben hatte. Sie wollte Schimon darum bitten, dass er mich einmal mitnehmen würde in das benachbarte arabische Dorf.

Als ich in den Kibbuz gekommen war, hatte ich mich gewundert, auch hier die Ausrufe zu hören, die ich vom Dorf in Kasachstan kannte: *Allah akbar ... Allah akbar ...* Ich hatte mich darüber gefreut und gedacht, vielleicht leben Kasachen in unserer Nähe.

Ofra hatte gelacht. »Dort auf dem Hügel ist ein arabisches Dorf, sie sind unsere Nachbarn«, hatte sie gesagt.

»Kann man sie besuchen?«

»Ich werde Schimon darum bitten. Er hat Freunde unter den Hirten des Dorfs.«

Jetzt erinnerte ich Ofra an ihr Versprechen. Sie sprach mit Schimon und teilte mir dann mit, dass er einverstanden sei. »Aber vorher lädt er dich ein, ihn einen Tag mit der Herde zu begleiten. Das wird dir gefallen.«

Ich bewunderte Schimon. In meinen Augen war er die Verkörperung des neuen Menschen. Als wir noch im Kinderheim in Deutschland lebten, neben dem Flugplatz, wurde in der Schule immer wieder über den »neuen Menschen« ge-

sprochen und der Begriff hatte sich tief in mein Gedächtnis gegrahen.

Schimmon kam in aller Frühe, um mich abzuholen, es war noch dunkel, und als wir mit der Herde und zwei Hunden den Kibuz hinter uns ließen, ging am Horizont langsam die Sonne auf. Ich hatte schon vergessen, wie schön die Sonnenaufgänge waren, die ich in Kasachstan so oft gesehen hatte.

Ich hatte nicht gewusst, dass Schafe dümmel sind als Ziegen. Eine Ziege in Schimmons Herde war die Anführerin, der alle anderen folgten. Als wir an der Weide ankamen, rief Schimmon die beiden Hunde und gab ihnen ihr Fressen. »Es ist besser so, sonst lassen sie uns nicht in Ruhe essen.«

Ich war hungrig. Wir setzten uns in den Schatten eines Baums und Schimmon packte unser Essen aus. Die Hunde lagen mit heraushängenden Zungen neben uns.

»Wegen der Hitze«, sagte Schimmon. »Weißt du, dass Hunde nicht schwitzen? Um sich abzukühlen, müssen sie die Zunge herausstrecken.«

Das hatte ich nicht gewusst. Plötzlich sagte er: »Ofra hat mir erzählt, dass du noch immer leidest wegen dem, was du als Flüchtling erlebt hast.«

Auch er nannte seine Mutter nicht »Mama«.

»Ich leide nicht«, sagte ich überrascht.

Das mit dem nassen Bett war lange her, und ich verstand nicht, was er von mir wollte.

»Sag das nicht. Meinst du, ich würde die Flüchtlinge nicht sehen, die jetzt zu uns kommen?«

»Schimmon, ich war nicht dort, wo sie waren.«

»Wo warst du?«

»In Kasachstan.«

»Du hast bestimmt in einem Ghetto gelebt ...«

»Es war kein Ghetto.«

»Das ist egal. Ich möchte dir beibringen, mit einer Pistole umzugehen, einem Jungen wie dir wird das Sicherheit geben.«

»Ich habe schon einmal mit einer Kanone auf deutsche Flugzeuge geschossen.«

Er wurde wütend. »Erzähl mir keine Schauergeschichten wie die anderen Flüchtlinge, denen man kein Wort glauben kann!«

Ich senkte den Kopf. Eigentlich hatte er recht, dachte ich. Olga hat geschossen.

Er zog seine Pistole aus der Tasche, die an seinem Gürtel hing.

»Halte sie«, sagte er. »Aber richte sie auf nichts.«

Ich hielt die Pistole. Er holte einige leere Flaschen aus seiner Tasche, und lief etwa zwanzig Schritte bis zu einem Baumstamm, der vor einer Steinmauer lag. Er stellte die Flaschen in einer Reihe auf den Baumstamm und kam zurück. Ich hielt noch immer die Pistole. Meine Hände zitterten, aber vermutlich nicht nur aus Angst, sondern weil sie so schwer war.

Schimmon nahm die Pistole und zeigte mir, wie man zielt.

»Wenn du zielst, schau dich hier hinten durch das Visier.«

Er zeigte es mir. »Die Kinnlinie muss in der Mitte vom Korn sein und dann zielst du genau. Du hörst auf zu atmen, damit deine Hand ganz ruhig ist, und drückst auf den Abzug. Nimm die Pistole, und zeig mir, dass du es begriffen hast. Sie ist nicht geladen.«

Es dauerte eine Weile, bis ich verstand, was er meinte, umso mehr, als ich ein Auge zukneifen sollte, was mir nicht immer gelang. Als er zufrieden war, nahm er mir die Pistole aus der

Hand und sagte: »Ich spanne sie jetzt. Hast du gesehen, wie ich es gemacht habe?«

Ich nickte.

Er entscherte die Pistole und ließ mich sie spannen. Es war ziemlich schwer, aber ich schaffte es. Mein Finger legte sich auf den Abzug, Schimon löste ihn.

»Der Finger kommt erst auf den Abzug, wenn man schießen will, hast du das verstanden?«

Ja, ich hatte es verstanden.

Er zeigte mir, wie man das Magazin mit den Kugeln einschob. Dann spannte er die Pistole, zielte und schoss. Eine Flasche zerplatzte. Dann noch eine. Der Lärm war ohrenbetäubend. Ich fing an zu zittern.

»Jetzt bist du dran. Die Pistole ist gespannt. Du musst nur zielen und schießen.«

Ich hob die Pistole. Es fiel mir schwer, sie in die richtige Richtung zu halten, wegen ihres Gewichts und wegen meiner Angst.

»Warte«, sagte Schimon. »Ich baue dir eine Stütze.«

Er steckte seinen Hirtenstab in die Erde und sagte, ich solle die Pistole darauf abstützen.

»Und jetzt zielen und schießen.«

Ich zielte und zielte, ich schloss die Augen, egal, was passieren würde, ich drückte auf den Abzug. Bumm! Die Kugel flog irgendwohin.

»Du darfst die Augen nicht zumachen. Sei kein Feigling!«

Er packte mich von hinten und drückte mich so stark, dass ich das Gefühl hatte, er zerbreche mir die Knochen, und sagte:

»Nur ein Auge zukneifen!«

Jetzt hatte ich mehr Angst vor Schimon als vor seiner Pistole. Ich kniff nur ein Auge zu, zielte und schoss sofort. Wir

trauten beide unseren Augen nicht. Eine Flasche zerplatzte. Schimon nahm mir die Pistole aus der Hand, hob mich hoch in die Luft und umarmte mich.

»Jetzt bist du ein neuer Mensch! Ein richtiger Held!«

Es gab noch einige Flaschen. Wieder versuchte ich es. Dieser Schuss traf nicht. Auch der nächste nicht. Doch mit dem dritten und vierten Schuss traf ich.

»Du darfst Ofra nichts davon erzählen!«

»In Ordnung. Deine Mutter hat gesagt, du würdest mit mir in ein arabisches Dorf gehen.«

»Stimmt, ich habe es ihr versprochen. Am Sonntag nehme ich dich mit.«

»Am Sonntag komme ich erst mittags aus Tel Aviv zurück«, sagte ich.

»Gut, also am Sonntagnachmittag. Ich werde dich abholen.«

Als ich abends schlafen ging, fühlte ich in mich hinein, ob ich schon ein neuer Mensch war. Ich war mir nicht sicher.

Schaj flüsterte vom anderen Bett: »Schimon hat dich mitgenommen auf die Weide?«

»Ja«, flüsterte ich zurück.

»Und was hat er mit dir gemacht?«

Ich schwieg.

»Du kannst es mir ruhig erzählen. Er nimmt mich auch manchmal mit und dann schießen wir mit seiner Pistole.«

Am nächsten Morgen fuhr ich zu Mutter nach Tel Aviv.

Am Sonntag, nachdem ich aus Tel Aviv zurückgekommen war, wartete ich besorgt auf Schimon. Hatte er mich vielleicht vergessen? Aber er hatte mich nicht vergessen. Er rief mir von draußen laut zu: »Eli, bist du so weit?«

Wir stiegen den Hügel hinauf. Und dann hörte ich ihn fragen: »Wo liegt eigentlich dieses Kasachstan?«

»Man muss durch ganz Russland fahren, um hinzukommen.«

»Ach, so ein Land ist das. Ich habe es nicht gewusst. Wie haben sich die Kasachen euch gegenüber verhalten?«

»Sie waren unsere Freunde. Sowohl die Kinder als auch die Erwachsenen. Sie haben meine Mutter sehr geschätzt.«

»Warum?«

»Weil sie ihnen die Karten gelegt hat.«

»Das denkst du dir aus.«

»Nein, wirklich. Sie hat für sie auch auf der Balalaika gespielt.«

»Das klingt wahrscheinlicher.«

»Sag, kennst du jemand aus dem Dorf?«, fragte ich.

»Ja, zwei Hirten. Aber ihre Herde ist nicht so groß wie unsere.«

»Können wir sie zu Hause besuchen?«

»Wenn du willst.«

Als wir näher kamen, sah ich die Häuser, die mir schon auf der Fahrt hierher aufgefallen waren, und ich erinnerte mich auch an die Erklärungen meiner Begleiterin. Der Weg ins Dorf war ungepflastert, es roch nach Rauch. Ein paar Hunde bellten.

»Achte nicht auf sie«, sagte Schimon. »Hunde, die bellten, beißen nicht.«

Ich war nicht sicher, ob dieser Spruch stimmte, aber nichts passierte. Der Ort war ruhig und ähnelte ein bisschen unserem Dorf in Kasachstan. Es gab keine Kamele, aber Esel und Pferde und da und dort eine Kuh oder eine Ziege. Bunte Hühner gackerten auf den Höfen und ich sah viele barfüßige Kinder. Die ganz Kleinen liefen ohne Unterhosen herum.

»So brauchen sie keine Windeln für ihre Kleinen«, sagte Schimon, als er sah, dass ich ihnen nachschaute.

Anders als in unserem Dorf in Kasachstan gab es hier neben den Häusern Obstbäume, Olivenbäume und Weinstöcke. Dazwischen immer wieder Gruppen von dickblättrigen Pflanzen mit Stacheln, sie sahen wie Stacheldraht aus.

»Das sind Kaktusfeigen. Man kann ihre Früchte essen, aber wehe dir, wenn du einen Stachel in die Hand bekommst. Ich rolle sie über den Boden, gegen den Wind, damit die kleinen Stacheln nicht an mir hängen bleiben. Und dann macht man sie auf und holt die Frucht mit einer Gabel aus der Schale. Manchmal bringe ich Ofra welche, aber – bei Allah – sie sind wunderbar süß.«

»Die Kasachen haben auch ›bei Allah‹ gesagt«, sagte ich.

»Aber das ist Arabisch.«

Ich lachte. »Auch die Kasachen sind Muslime. Dort hatte ein Mann sogar zwei Frauen.«

Im Dorf gab es Büsche und Bäume, Unkraut und stacheliges Gestrüpp, die Wege waren nicht gepflastert und die Abwässer flossen frei.

»Zu wem gehen wir?«, fragte ich.

»Zu Achmed. Der Vater heißt Abu Dschamal, es ist eine große Familie. Sie wohnen nicht wie bei uns, sondern die ganze Familie lebt zusammen unter einem Dach.«

Wie die Familie Asmat, dachte ich.

Die Familie empfing uns mit Freude und großer Achtung. Vor dem Haus standen Schemel, und eine der Frauen brachte ein Kupfertablet und stellte es auf einen der Hocker, der uns als Tisch diente. Auch hier saßen die Frauen nicht mit uns zusammen, nur der Vater und drei junge Männer, vielleicht Achmeds Brüder. Die Frauen brachten uns Erfrischungen.

Runden Weißkäse in Öl und Oliven. Wieder Oliven. Ich hatte gesehen, wie die Kinder im Speisesaal die Oliven verschlang, und hatte mich gezwungen, sie zu essen. Wenn andere das können, kann ich es auch, hatte ich gedacht. Sie hatten mir aber nicht geschmeckt. Doch hier in dem arabischen Dorf aß ich welche, ohne das Gesicht zu verziehen.

In ihrem Aussehen und ihrer Kleidung glichen die Araber hier wirklich nicht den kasachischen Dorfbewohnern. Trotzdem hörte ich einige Worte, die mir vertraut waren, zum Beispiel *Salam aleikum*. Und natürlich den Ruf des Muezzins.

Zwanzigstes Kapitel

Nach den großen Ferien sagte Mutter, sie hätten nun genug Geld, um die Wohnung zu vergrößern. Und sie versprach, dass ich bis spätestens Chanukka zu ihnen ziehen könnte.

»Du meinst, ich soll den Kibbuz und alles zurücklassen?«

»Willst du das nicht?«

»In welche Schule werde ich gehen?«

»In die Schule nicht weit von unserem Haus, genau wie Jossese.«

»Ja«, sagte ich. »Ja, ich will.«

Mutter umarmte mich.

Sie schrieb an Ofra und bat sie, unsere Entscheidung dem Sekretariat des Kibbuz und der Schule mitzuteilen. Doch alles änderte sich am 29. November. An diesem Abend des Jahres 1947 saßen die meisten Kibbuzmitglieder und auch viele Jugendliche und Kinder im Speisesaal und lauschten angespannt dem Radio. Es war der einzige Radioapparat im Kibbuz. Einige Kibbuznikim schrieben auf, welches Land für und welches Land gegen die Teilung Palästinas war und wer sich der Stimme enthielt, und zählten ständig die Stimmen zusammen.

Alle waren äußerst angespannt. Ofra hatte mir schon vorher erklärt, was auf dem Spiel stand. Niemand konnte wissen, ob die UNO-Vollversammlung das Recht des jüdischen Volkes auf einen eigenen Staat anerkennen würde. Sogar die

Schachspieler, die üblicherweise, begleitet von Anteilnahme und guten Ratschlägen der Zuschauer, im Speisesaal spielten, hatten damit aufgehört. Ich sah, wie die Spannung sich langsam auflöste und sich ein Lächeln auf den Gesichtern der Stimmzähler ausbreitete. Schließlich gab der Sprecher im Radio die Ergebnisse offiziell bekannt. Er verkündete die Teilung des ehemaligen britischen Mandatlandes in zwei Staaten, einen arabischen Staat und einen jüdischen Staat.

Es entstand Lärm. Freudenschreie und Jubel waren zu hören, und plötzlich standen alle auf und sangen die *Ha-Tikwa*. Auch wir, die Kinder, wurden von der allgemeinen Erregung angesteckt. Niemand wollte schlafen gehen. Alle liefen hinaus auf die große Wiese. Zwi brachte seine Handharmonika und fing an, Tänze zu spielen. Die jungen Leute gingen hinaus, um auf dem Platz vor dem Speisesaal zu tanzen. Wir hörten Lastwagen ankommen. Die Bewohner der zwei benachbarten Kibbuzim kamen, um mit uns zusammen zu feiern. Das Fest zog sich bis in die frühen Morgenstunden. Zumindest erzählte Ofra das am nächsten Morgen, denn ich war auf der Wiese eingeschlafen und Salman hatte mich ins Bett gebracht.

Doch bald legte sich die Freude – und Sorge breitete sich aus. Auf den Straßen waren Schüsse zu hören, Explosionen, von Tag zu Tag verschärften sich die Feindseligkeiten und wurden zu Hass. Langsam wurde jedem klar, dass wir für unsere Unabhängigkeit kämpfen müssen.

Dina beschloss, jeden Tag zu Beginn des Unterrichts die politischen Nachrichten zu besprechen. Und tatsächlich pasierte jeden Tag etwas. Auf beiden Seiten wurden Menschen umgebracht. Wir, die Kinder, spürten das nicht besonders, außer dass zwei traurige Beerdigungen stattfanden von zwei Palmachnikim*, die aus unserem Kibbuz stammten und bei

einer Auseinandersetzung getötet wurden. Außerdem sahen wir, dass alle, die in die nahe Stadt fuhren, das nur in Kolonnen taten, unter Begleitschutz.

Schon vor einiger Zeit war geplant worden, dass unsere Klasse die entsprechende Klasse einer arabischen Schule in einem Nachbardorf besuchen sollte. Trotz der Zwischenfälle beschloss man bei uns, an diesem Besuch festzuhalten.

Es war ein schöner Herbsttag, nachdem es einige Tage ununterbrochen geregnet hatte. Wir trugen Gummistiefel und stiegen hinauf zu dem Dorf, das ich mit Schimon besucht hatte. Plötzlich kamen uns ältere Jugendliche entgegen und begannen, uns mit Steinen zu bewerten. Wir rannten sofort zurück. Jetzt wussten wir, dass die Auseinandersetzungen auch unser Gebiet erreicht hatten.

Etwas später fiel mir auf, dass ich den Muezzin aus dem arabischen Dorf nicht mehr hörte. Ich fragte Ofra, was los sei.

»Sie sind weg«, sagte sie.

»Einfach so?«, fragte ich.

»Nein«, sagte Ofra, »nicht einfach so.«

Salman erklärte mir, dass Männer unserer Hagana* das Dorf umzingelt hatten. Die Dorfbewohner beschlossen, das Dorf zu verlassen im Bewusstsein, dass sie nach einem Sieg der arabischen Armeen und der Besetzung Palästinas zurückkehren würden. Es kam zu Verhandlungen zwischen den Leuten der Hagana und den Oberhäuptern der Familien, die weggehen wollten. Man stellte ihnen Lastwagen zur Verfügung. Sie nahmen ihr Vieh und ihre landwirtschaftlichen Geräte und zogen in die nahe Stadt, dort hatten die arabischen Banden große Macht.

Als Salman von den »arabischen Banden« sprach, mischte

sich Ofra ein und sagte: »Warum nennst du sie Banden? Sie sind arabische Kämpfer.«

Salman wurde wütend. »Banden!«

»Schrei doch nicht«, sagte Ofra. »Es ist schade, dass die Araber hier und in den benachbarten arabischen Staaten den Teilungsbeschluss nicht akzeptieren wollen. Wir hätten hier alle in Frieden leben können, so, wie wir bisher in guter Nachbarschaft mit dem Dorf auf dem Hügel gelebt haben, man könnte fast sagen, in Freundschaft.«

Salman sagte: »Es ist nur gut, dass sie den Teilungsbeschluss nicht akzeptieren. Es wird zu einem Krieg kommen und danach werden wir ein größeres Land haben.«

»Wie kannst du so etwas sagen? Weißt du, wie viele Menschen umkommen werden? Und wie sollen wir gegen die vereinten arabischen Armeen standhalten?«

»Und ob wir das können«, sagte Salman. »Frag doch mal deinen Sohn!«

Er meinte Schimon. Ofra schlug die Hände vors Gesicht.

»Gott möge meinen Sohn schützen«, sagte sie.

»Seit wann glaubst du an Gott?«, fragte Salman. »Du musst dich entscheiden, entweder Gott oder Stalin.«

Sie fingen schon wieder damit an.

Nathan, der Kibbuzsekretär, kam eines Tages in die Klasse und gab Dina einen Zettel. Sie sagte: »Judith, deine Mutter möchte, dass du sofort nach Hause gehst.«

»Was ist passiert?«, flüsterte Judith und stand auf.

Sie war blass und erschrocken und verließ mit Nathan die Klasse. Danach sagte Dina mit trauriger Stimme: »Judiths Vater ist gefallen.«

In der Klasse wurde es sehr still. Keiner sagte etwas. Ein

Mädchen, Judiths beste Freundin, fing leise an zu weinen. Mir lief ein Schauer über den Rücken. Ich dachte an meinen Vater. Am nächsten Tag ging die ganze Klasse zum Friedhof. Ich sah Judith nur von Weitem, ohne dass sie mich bemerkte. Sie ging umarmt mit ihrer Mutter. Ich weiß nicht, ob Judith weinte. Ihre Mutter weinte die ganze Zeit.

Nach den sieben Trauertagen kam Judith wieder in die Schule und alle verhielten sich ihr gegenüber auf eine gekünstelte Art. Als wäre nichts passiert. Und dabei war doch etwas passiert. Niemand wusste, wie er sich verhalten sollte. Konnte man einfach spielen? Durfte man lachen? Das schien unmöglich zu sein. Ich hätte sie am liebsten umarmt, aber das konnte ich natürlich nur in Gedanken.

Judith kam nur noch ein paar Tage lang in die Schule, dann blieb sie weg. Dina sagte uns in Judiths Namen, ihre Mutter habe beschlossen, nach Amerika zurückzukehren zu ihrer Familie. Dina schrieb ihre neue Adresse an die Tafel, Judith würde nun in einer Stadt, die Boston hieß, leben.

»Das ist die Adresse der Mutter von Judiths Mutter«, sagte Dina. »Judith möchte, dass ihr ihr dorthin schreibt. Wenn sie eine eigene Adresse hat, wird sie sie uns mitteilen.«

Eine ganze Weile schrieb ich nicht. Als würde es mir weh-tun, zu schreiben. Dann schickte ich ihr von Zeit zu Zeit eine Karte. Ich war noch nie gut im Schreiben. Wir schrieben uns immer wieder mal mit Unterbrechungen, bis wir beide vierundzwanzig Jahre alt waren und uns wieder trafen. Doch das ist schon eine ganz andere Geschichte.

Am Tag darauf rief Mutter im Sekretariat an und hinterließ mir eine Nachricht, dass sie am nächsten Tag kommen und mich nach Hause holen würde. Unsere Wohnung sei fast fer-

tig und wegen der Zwischenfälle wolle sie nicht länger warten. Am Vormittag war Salman wie üblich zu Hause, und Ofra hatte gebeten, sie zu rufen, wenn meine Mutter ankam. Ich hatte mich morgens von Schaj verabschiedet. Dann ging ich zur Schule, um mich auch von der Klasse und von Dina zu verabschieden. Danach kehrte ich zur Wohnung zurück und packte meine Sachen.

»Salman, soll ich meine alten Sachen anziehen?«, fragte ich.

»Sie sind mir bestimmt schon zu klein geworden.«

»Nein«, sagte Salman. »Bleib, wie du bist, das ist in Ordnung.«

Mutter kam. Sie war noch ganz aufgelöst, weil sie in einer bewachten Autobuskolonne gefahren war. Salman holte Ofra. Als Ofra meine alten Anziehsachen sah, lachte sie, nahm den Rucksack, den Mutter einmal genäht hatte, und sagte: »Ich weiß nicht, ob diese Sachen noch modern sind, aber ganz bestimmt passen sie deinem kleinen Bruder.«

Sie stopfte die Sachen in den Rucksack und ich holte die Schachtel mit meinen Schätzen aus dem Regal und packte sie ebenfalls ein.

Ofra nahm meinen Rucksack und gemeinsam gingen wir zur Bushaltestelle. Plötzlich hatte ich das Gefühl, als beginne alles wieder von vorn.

»Wir werden uns nach deiner Mundharmonika sehnen«, sagte Salman.

»Wenn die allgemeine Lage sich wieder beruhigt hat, werden wir euch besuchen«, versprach Mutter.

An der Haltestelle saßen schon ein paar Leute. Alle waren ernst und hatten besorgte Gesichter. Wir setzten uns dazu und warteten. Eine Frau fragte Mutter, wie die Lage in Tel Aviv sei. Mutter antwortete in ziemlich gutem Hebräisch.

»Es gibt Spannungen. Die Leute hamstern Nahrungsmittel. Immer mehr werden einberufen. Glaubt ihr wirklich, dass es einen Krieg geben wird?«

»Wir fürchten es«, sagte Salman.

Wir sahen die Autobuskolonne schon von Weitem. Mutter nahm Ofra meinen Rucksack aus der Hand.

»Gib ihn mir, Mama«, sagte ich.

Einen Moment lang verstand sie nicht, was ich meinte. Plötzlich lächelte sie und gab mir den Rucksack. Dann kam der Abschied. Mutter hätte Ofra fast geküsst, aber Ofra streckte ihr schnell die Hand hin. Salman war nicht schnell genug, Mutter gab ihm einfach einen Kuss. Alle lachten. Salman schüttelte mir die Hand »wie ein Mann dem anderen«. Ofra ließ sich von ihren Gefühlen überwältigen, sie umarmte und küsste mich. Und auch ich umarmte und küsste sie. Die Autobusse und die Zivildfahrzeuge hielten an der Haltestelle und warteten, dass wir in den Autobus stiegen. Als sich der Bus in Bewegung setzte, schafften wir es noch, das Fenster zu öffnen und ihnen zum Abschied zuzuwinken.

Wie alles endete

Als ich nach Tel Aviv zog, war ich elf Jahre alt. Ich musste meine schulischen Lücken schließen, weil der Unterricht in der Stadt anders war als im Kibbuz. Fast hätte ich damals gesagt: »anders als bei uns«, weil ich das Gefühl hatte, als wäre ich noch ein bisschen dort. Jossese war acht Jahre alt, und er war glücklich, dass er in der Schule und zu Hause einen großen Bruder hatte. Wir waren wieder eine Familie und wieder gab es einen Krieg. Meine Schwestern kamen oft zu Besuch. Im Mai 1948 wurde Jakob als Militärarzt eingezogen. Mutter empfing weiterhin ihre Kunden. Manchmal, wenn ich die Tür aufmachte, war es ein neuer Patient, und wenn er nicht sicher war, an der richtigen Adresse zu sein, fragte er halb auf Hebräisch, halb auf Jiddisch: »Wohnt hier die Frau Doktor von der dach?«

Diese Bezeichnung verbreitete sich damals und sie macht mir bis heute Vergnügen. Übrigens, nicht alle kamen, um pflanzliche Medikamente zu bekommen. Es gab auch viele, die wollten, dass Mutter ihnen die Karten legte. Eigentlich war auch das eine Art Medizin, und eine ganz und gar natürliche.

Glossar

- Aidschan:** kasachischer Vorname, mit der Bedeutung »Seele des Mondes«
- Aigul:** kasachischer Vorname, mit der Bedeutung »Blume des Mondes«
- Akildschan:** kasachischer Vorname, mit der Bedeutung »kluge Seele«
- Amandschol:** kasachischer Vorname, mit der Bedeutung »guter Weg«
- Asmat:** (kasachisch) »der Mutige«
- Atlit:** Anfangslager in Palästina für Flüchtlinge aus Europa
- Batirchan:** kasachischer Vorname, mit der Bedeutung »starker Anführer«
- Batjuscka:** (russ.) »Väterchen«
- Ben-Gurion:** David Ben-Gurion (1886–1973) war der erste Premierminister des Staates Israel. Geboren unter dem Namen David Grün im polnischen Plonsk, wanderte er 1906 nach Palästina aus und beteiligte sich dort am Aufbau der Hagana, des militärischen Arms des Zionismus in Palästina. Am 14. Mai 1948 verlas Ben-Gurion die israelische Unabhängigkeitserklärung.
- Berik:** kasachischer Vorname, mit der Bedeutung »stark«
- Chanukka** (Einweihung): Achttägliches Lichterfest zur Erinnerung an die Tempelweihe des Makkabäers Juda. Jeden Tag wird eine Kerze mehr am achtflammigen Chanukkaleuchter angezündet.
- Diaspora:** (griech.: »Verstreutheit«) Bezeichnung für religiöse oder ethnische Gruppen, die freiwillig oder unfreiwillig ihre angestammte Heimat verlassen haben und über weite Teile der Welt verstreut leben.
- Dschambul:** Name der Hauptstadt eines Gebiets im Süden Kasachstans, benannt nach dem Volksdichter Dschambul Dschabajew (er starb 1945 mit 99 Jahren). Der alte Name der Stadt, Taras, wurde ihr 1997 zurückgegeben nach der Auflösung der Sowjetunion.

Došanbulat: kasachischer Vorname, mit der Bedeutung »eiserne

Seele«

Erez Israel: (hebr.: »Land Israel«) Ursprünglich Name des israelitischen Kanaans. Die Juden bezeichneten in den zweitausend Jahren der Diaspora das Land ihrer Väter als »Erez Israel«.

Guldschahan: kasachischer Vorname, mit der Bedeutung »Blume des Friedens«

Hagana (hebr.: »Selbstschutz«): militärische Organisation zum Schutz der isolierten jüdischen Siedlungen in Palästina. 1948 in der Armee Israels aufgegangen

Ha-Tikwa (hebr.: »die Hoffnung«): zionistisches Lied, das zur Nationalhymne Israels wurde

Herzl, Theodor: Journalist und Schriftsteller (1860–1904). Verfasser der Schrift *Der Judenstaat*. Sie gab den Anstoß zur Entstehung des politischen Zionismus. 1897 gründete Herzl die zionistische Weltorganisation.

Iwan der Schreckliche: Iwan IV. Wassiljewitsch (1530–1584) war ein russischer Zar, unter dessen Herrschaft Russland beträchtlich nach Süden und Osten expandierte und der für seine sadistische Grausamkeit berüchtigt war.

Kasachstan: Staat in Osteuropa und Zentralasien. Nachbarstaaten sind Turkmenistan, Usbekistan, Kirgistan, Russland und China. Von 1936 bis 1991 gehörte Kasachstan als Kasachische Sozialistische Sowjetrepublik zur Sowjetunion. Während dieser Zeit wurde das bis dahin eher nomadisch geprägte Land durch neue Eisenbahnlinien erschlossen und in den Städten wurden Industriebetriebe angesiedelt. Während des Zweiten Weltkriegs war Kasachstan Fluchtpunkt für viele Menschen aus dem europäischen Teil der Sowjetunion.

Kibbuz, pl. Kibbuzim: landwirtschaftliche Gemeinschaftssiedlungen, ursprünglich ohne Privateigentum und ohne Hierarchie. Die Kibbuznikim (Mitglieder eines Kibbuz) haben gemeinsam gelebt, gemeinsam gegessen, gemeinsam gearbeitet und gemeinsam ihre Kinder erzogen.

Kiew: heutige Hauptstadt der Ukraine. Von 1934 an war Kiew Hauptstadt der Ukrainischen Sozialistischen Sowjetrepublik. Während der

deutschen Besetzung im Zweiten Weltkrieg vom 19. September 1941 bis zum 6. November 1943 wurden von den Deutschen mehr als 120 000 Kriegsgefangene und Juden in Kiew ermordet.

Kolchosa: gemeinschaftlich betriebener landwirtschaftlicher Großbetrieb, wie er im Zuge der Zwangskollektivierung der Landwirtschaft von der Sowjetregierung angeordnet war

Kostopol: polnische Bezeichnung für die heute ukrainische Stadt

Kostopil. Die Stadt liegt in der Westukraine, die seit 1920 zu Polen gehörte, aber 1939, bei Vereinbarungen zwischen Nazideutschland und der Sowjetunion, zwangsweise der Ukrainischen Sozialistischen Sowjetrepublik angeschlossen wurde.

Labane: Milchprodukt, schmeckt wie eine Mischung aus Sauermilch und Joghurt

Lwów: Lemberg, Stadt in der Ukraine. Von 1919 bis 1939 gehörte sie zu Polen.

Neueinwanderer (hebr.: Olim chadaschim): So nannte man die Juden, die aus der ganzen Welt nach Palästina bzw. Israel eingewandert sind.

Palmachnikim: Mitglieder des Palmach, im Zweiten Weltkrieg eine Kommandotruppe der jüdischen Selbstverteidigungsorganisation Hagana; sie kämpfte für die Gründung eines jüdischen Staates und ging 1948 in der israelischen Armee auf.

Pjetschka: aus Ziegelsteinen gemauerter Ofen zum Heizen und Kochen, der viel Platz im Wohn-/Schlafraum einnimmt. Aufgrund der besonderen Bauweise zieht der Rauch durch ein Labyrinth von Gängen und wärmt dabei die Ziegelsteine, wodurch die Wärme des Ofens länger gehalten wird. Geheizt wird der Ofen mit Kohlen, Holz, Torf oder getrocknetem Dung.

Rachmandschan: kasachischer Vorname, mit der Bedeutung »barmherzige Seele«

Riskan: kasachischer Vorname, mit der Bedeutung »Herr des guten Lebens«

Schalom (hebr.: »Frieden«): allgemeiner Gruß in Israel, sowohl zur Begrüßung als auch zum Abschied

Stalin, Josef: sowjetischer Politiker (1878–1953). Als Generalsekretär der Kommunistischen Partei und Oberbefehlshaber der Streitkräfte

hatte Stalin eine ähnliche diktatorische Machtfülle wie Hitler. 1939 schloss er mit Hitler einen Nichtangriffspakt mit geheimen Zusatzklauseln, die eine Aufteilung Osteuropas vorsahen. Gleich nach dem deutschen Überfall auf Polen ließ Stalin die Rote Armee in Ostpolen einmarschieren. Nach dem deutschen Angriff auf Russland gelang es Stalin, den russischen Widerstandswillen zu mobilisieren und unter ungeheuren Opfern von Menschenleben die Deutschen zum Rückzug zu zwingen. Im Inneren der Sowjetunion betrieb Stalin die Zwangskollektivierung der Landwirtschaft, was eine Hungersnot mit etwa sechs Millionen Toten zur Folge hatte. In »Säuberungsaktionen« ließ Stalin seine politischen Gegner millionenfach verfolgen, töten oder in Zwangsarbeitslager (Gulag) einsperren. Immer wieder war auch das Militär Ziel von Stalins Misstrauen. Er ließ Zehntausende von Offizieren, darunter auch Eljuschas Vater, verhaften, entlassen oder liquidieren.

Wilna: Hauptstadt Litauens. Wilna galt als Zentrum jüdischer Gelehrsamkeit und hatte 1938 ca. 200 000 Einwohner. Im September 1941 errichteten die deutschen Besatzer ein Ghetto für Juden, das bis Juli 1944 bestand.

Zionismus: Der Zionismus ging von der Idee einer nationalen und politischen Einheit der Juden aus und hatte als großes Ziel die Gründung eines eigenen jüdischen Staates in Palästina.

Zeittafel

- 1920: Eljuschas Geburtsstadt Kostopol in der Westukraine gehört seit Ende des sowjetisch-polnischen Krieges zu Polen.
- 1933: Seit der Machtübernahme der Nationalsozialisten in Deutschland erhöht sich die Zahl der jüdischen Einwanderer in Palästina, das seit 1922 britisches Mandatsgebiet ist.
- 1938: Hitler-Stalin-Pakt in Moskau unterzeichnet. Das Deutsche Reich und die Sowjetunion verpflichten sich für 10 Jahre, keine kriegerischen Handlungen gegeneinander zu begehen. Der Vertrag verschafft Hitler freie Hand gegen Polen und stellt Stalin große Gebietsgewinne in Aussicht.
1. September 1939: Mit dem deutschen Überfall auf Polen beginnt der Zweite Weltkrieg.
17. Sept. 1939: Einmarsch der Roten Armee in Ostpolen
28. Sept. 1939: deutsch-sowjetischer Grenz- und Freundschaftsvertrag mit geheimen Zusatzvereinbarungen: die deutsch-sowjetische Interessengrenze wird nach Osten verschoben (etwa bis zur heutigen Ostgrenze Polens). Die Westukraine, die seit 1920 zu Polen gehört, wird der Ukrainischen Sowjetrepublik angeschlossen.
- 1939: Die britische Mandatsregierung in Palästina beschränkt die jüdische Einwanderung.
22. Juni 1941: deutscher Überfall auf die Sowjetunion
- Sommer 1941: Eljuschas Familie flieht vor der nahenden Deutschen Wehrmacht von Kostopol nach Kiew und von dort aus, ohne den Vater, weiter nach Kasachstan.
19. Sept. 1941: Besetzung der ukrainischen Hauptstadt Kiew durch deutsche Truppen
- Winter 1941/42: Eljuschas erster Winter in der kasachischen Steppe
31. Januar 1943: Kapitulation der Deutschen Wehrmacht bei Stalin-

- grad. Wendepunkt des Zweiten Weltkriegs. Ab jetzt gelingt es der russischen Gegenoffensive, die deutschen Truppen zurückzudrängen.
- Frühjahr 1943:* Verhaftung des Vaters bei seinem Besuch im Dorf
6. Nov. 1943: Verreibung der deutschen Truppen aus Kiew
- Sommer 1944:* Eljuschas, seine Mutter und seine Geschwister nehmen Abschied von Kasachstan.
- Winter 1944/45:* Aufenthalt in einem Kinderheim in der schlesischen Stadt Bytom
- März 1945:* Weiterreise nach Ulm
- Mai 1945:* Mit der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands endet der Zweite Weltkrieg in Europa.
- 1946: Eine britisch-amerikanische Kommission drängt auf Öffnung der Grenzen von Palästina für mindestens 100 000 jüdische Einwanderer.
- Sommer 1946:* Eljuschas und seine Familie werden nach Südrankreich geschmuggelt.
10. August 1946: Ankunft Eljuschas in Palästina. Die Familie wird vorübergehend getrennt.
- 1947 Vollversammlung der UN beschließt die Teilung Palästinas in einen jüdischen und einen arabischen Staat.
- Ende 1947:* Esther holt Eljuschas aus dem Kibbuz zu sich nach Tel Aviv.
- 1948: Ende des britischen Mandats in Palästina und Abzug der britischen Armee
14. Mai 1948: Gründung des Staates Israel durch den jüdischen Nationalrat unter dem Vorsitz von David Ben-Gurion.



Uri Orlev

Lauf, Junge, lauf

Roman. Aus dem Hebräischen von Mirjam Pressler
Gulliver, 232 Seiten (74107) ab 12

Empfehlungsliste des Katholischen Kinder- und Jugendbuchpreises

Nominiert für den Deutschen Jugendliteraturpreis

Die besten 7 Bücher (Focus/Deutschlandradio)

Jurek ist ungetäht neun, als ihm die Flucht aus dem Warschauer Ghetto gelingt. Bis zum Ende des Krieges wird er sich allein durch die Wälder Polens schlagen – und wie durch ein Wunder überleben. Ein ergreifendes Buch, das auf einer authentischen Geschichte beruht.

»Eine Ode auf das Leben und die Menschlichkeit.« *Süddeutsche Zeitung*

»Spannend, bewegend, großartig.« *Focus*

»Ein ergreifender Jugendroman. Uri Orlev erzählt diese bis zuletzt spannende Geschichte mit viel Gefühl und Beobachtungsgabe wie einen Abenteuerroman mit leichter Hand aus der kindlichen Perspektive. Damit ist ihm ein wunderbarer Roman gelungen, der Mut macht und nicht nur junge Leser begeistert wird.« *Der Tagesspiegel*

www.beltz.de

Beltz & Gelberg, Postfach 100154, 69441 Weinheim